

Objekttyp: **Issue**

Zeitschrift: **Zürcher Student : offizielles Organ des VSETH (Verband der Studenten an der ETH Zürich) & des VSU (Verband Studierender an der Uni)**

Band (Jahr): **4 (1926-1927)**

Heft 1

PDF erstellt am: **09.08.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

<http://www.e-periodica.ch>

ZÜRCHER STUDENT

OFFIZIELLES ORGAN DER
STUDENTENSCHAFT DER UNIVERSITÄT ZÜRICH

IV. JAHRGANG, Heft 1

April 1926

Preis der Einzelnummer Fr. —.80, Jahresabonnement Fr. 7.50

Redaktion: { Hermann Hagenbuch, jur., Schmelzbergstrasse 27, Zürich.
 { Alexis Baumann, jur., Kilchberg.

Verlag: Dr. H. Girsberger & Cie., Kirchgasse 17, Zürich 1

VORWORT DER REDAKTION.

Ein siecher Kranker hat unser „Zürcher Student“ sein drittes Lebensjahr gefristet; kaum gelesen, selten liebevoll unterstützt, war er eine Pflanze, die nicht sterben und doch kaum leben konnte. Geben wir es ruhig zu: wir sind die Schuldigen, die nicht verstanden haben, dem Schriftchen lebenskräftigen Odem einzuhauchen — und mit uns alle jene, die wohl selbstzufrieden nörgeln und mit biedern Gemeinplätzen hausieren gehen können, den Anlauf zu kräftiger Tat aber nicht zu finden wissen. Doch Anklagen ist ein so übles Beginnen wie wehmutvolles Betrachten verlorener Tage, und wir wollen ja den Reigen dieses neu beginnenden Jahres mit frischem Mute eröffnen. Lebendige Jugend soll von nun an aus diesen Blättern sprechen. Nicht schwächliches Sehnen nach traumhafter Romantik, noch lamentable Disputationen über einen Sturm im Wasserglas haben fürder Platz in den Seiten des „Student“. Dafür aber farbenfrohe Skizzen aus der Studenten- und sonstigen Welt, widerspruchsvolle Streiflichter aus den Fach- und Gegenfakultäten oder auch beissende Satyre auf die Verschrobenheiten unserer Zeit: Wir werden es versuchen — und dabei nicht vergessen, dass allem und jedem Schranken gesetzt sind und auch für uns die „Besserwisser“ nicht aussterben werden!

Nicht zum Versanden und Verkümmern sind uns die besten Jahre der Jugend gegeben, sondern als unschätzbare Gelegenheit, neben der beruflichen Ausbildung Fragen des geistigen und öffentlichen Lebens zu erfassen, Stunden anregender Geselligkeit und erfrischenden

Wettkampfes zu erleben, um so später lebendigen, gestählten Geistes jeder an seine Pflicht heranzutreten. Und weil wir alle heute schon Pflichten haben und je länger je mehr haben werden, haben wir die Frage nach ihrem Inhalt in diesem ersten Hefte des neuen Jahrgangs aufgegriffen. In liebenswürdigem Entgegenkommen haben uns Männer des Parlamentes und Erzieher, Offiziere und Schriftsteller ihre Ansichten über die Pflichten junger Menschen, sei es ihnen selbst, dem Staate oder einer weiteren Gemeinschaft gegenüber, dargelegt. Wir danken ihnen auch an dieser Stelle herzlich für diesen besonderen Beweis ihres Interesses. —

Zum Schluss sei uns noch eine Aufforderung gestattet, nämlich die zu tätiger, frischer Mithilfe. Manch' einer kann seinen Kameraden etwas vermitteln, wenn er nur will. Mag er es also tun!

Auf unsere Rundfrage nach den Pflichten junger Menschen, ihnen selbst, dem Staate oder einer weiteren Gemeinschaft gegenüber, erhielten wir folgende Antworten.

I.

Sie haben mir die Ehre erwiesen, mich um meine Ansicht zu ersuchen über die Frage: „ob und warum ein Student nationale Pflichten habe und worin diese nach meinem Dafürhalten bestehen.“ —

Damit wir uns verstehen, lassen Sie mich von vornherein feststellen, dass es sich hierbei um die Pflichten des jungen Mannes gegen den Staat handelt, dem er angehört, und nicht um die Pflichten gegen die Nation oder den Volksstamm, also um seine vaterländischen Pflichten.

Man mag die Frage vom Standpunkt des christlichen Sittengesetzes oder von einem rein diesseitigen Opportunitätsstandpunkte aus betrachten, so ist eigentlich nicht einzusehen, weshalb ein Student nicht wie jeder andre junge Bürger Pflichten gegen sein Vaterland haben sollte. Man kann wohl von einem Kinde sagen, das noch keinen Begriff hat von den Anforderungen des

menschlichen Zusammenlebens im Staate, es habe nur Pflichten gegen Gott und seine Nächsten. Ein junger Mann aber, sei er Student oder bereits in einem Berufe tätig, soll die Notwendigkeiten des staatlichen Zusammenlebens erkennen und dann muss auch ganz von selbst das Gefühl in ihm erwachen, dass er gegenüber seinem Volke und dessen organisiertem Verbands Pflichten hat, so gut wie das Kind gegenüber dem Elternhause. Soweit unsre Kenntnisse der Geschichte zurückreichen, sehen wir die Völker in staatliche Verbände gegliedert, in denen und durch welche die Rechte und Pflichten der Einzelnen festgestellt und gesichert werden, und in denen sie ihre sittlichen Aufgaben erfüllen können. Diese staatliche Ordnung ist „die segensreiche Himmelstochter“, und wenn die Tochter auch oft auf böse Abwege geriet, so bleibt sie doch die unentbehrliche Beschützerin des geselligen Daseins der in der Sünde verirrtten Menschheit. Wer die Pflichten gegen das Vaterland, den Staat, leugnet, der ist ein Anarchist, denn nur durch die Anerkennung und Befolgung dieser Pflichten kann der Staat erhalten werden. Verleugnet der Staatsbürger diese Pflichten, so tritt an die Stelle des geordneten Staatswesens das Faustrecht und das anarchistische Chaos. — Wenn es schliesslich denkbar ist, dass ein Mensch mit starkem Arm und weitem Gewissen sich in einem anarchistischen Gemeinwesen so wohl befinde, wie der Hecht im Karpfenteiche, so wird er doch zugeben, dass die Hechte gewöhnlich in der Minderzahl und die Karpfen in der Mehrzahl sind, und solche einfache Überlegung wird ihn zu dem Geständnis bringen, dass wenigstens für die Mehrzahl der Menschen das Wohl und der Segen nicht in der Anarchie, sondern in der staatlichen Ordnung gefunden werden. Die Pflicht gegen den Staat ist somit nichts anderes als die erweiterte Pflicht der Nächstenliebe. Wer die erste leugnet, ist ein Anarchist, wer letztere ablehnt, ist ein vollkommener Egoist, jedenfalls kein Christ.

Ich kann mir nun freilich kaum denken, dass ein Student, ein Wahrheitsucher, solchen Irrwegen zutreiben wolle und gehe wohl nicht fehl in der Annahme, für die Grosszahl heutiger junger Männer sei die Frage nicht die, ob sie überhaupt Pflichten gegen den Staat haben, sondern vielmehr die: welches diese

Pflichten sind und wie weit sie ihre Ansichten und Überzeugungen diesen Pflichten zu unterordnen haben.

Ohne weiteres gebe ich ihnen zu, dass der heutige Wohlfahrtsstaat ihnen die Entschliessung über diese Unterordnung oft viel schwerer macht, als es beim ehemaligen Rechtsstaate der Fall war. Die staatlichen Gesetze beanspruchen nicht wie die Gebote der Religion nur eine moralische Verpflichtung des Bekenners, sondern es sind erzwingbare Gebote des Staates für jeden, der sich im Bereiche seiner Gesetzgebung befindet, und je mehr Gebiete der Staat in diesen Bereich einbezieht, umso unfreier muss sich der Einzelne in seinem Leben und Gebaren fühlen. Ganz allgemein kann man wohl sagen, dass der Webstuhl der staatlichen Gesetzgebung unaufhörlich daran arbeitet, die Menschen in ein stetig engmaschiger werdendes Netz von Satzungen einzuschliessen und zwar im demokratischen Staate nicht minder als im repräsentativen und monarchistischen. Nun ist freilich den Gesetzgebern zuzugestehen, dass das Leben besonders infolge der Entwicklung der Technik und der steigenden Bedürfnisse und der Begehrlichkeit der Menschen, immer komplizierter wird und dass die Beziehungen der Menschen untereinander immer vielgestaltiger werden. Es ist auch nicht zu bestreiten, dass durch die Arbeitsteilung die Menschen je mehr und mehr voneinander abhängig werden, wie auch der die ganze Erde umspannende wirtschaftliche Verkehr die Staaten selbst in stetig zunehmende Abhängigkeit voneinander bringt. Um diese Beziehungen alle in geordnetem, friedlichem Geleise zu erhalten, bedarf es unbedingt eines äusseren Zwanges, solange das christliche Gebot der Nächstenliebe gegenüber der Selbstsucht der Menschen nicht das Übergewicht in der Welt erlangt.

Die Frage aber, vor die sich der nachdenkliche Mensch gestellt sieht, ist die, wie weit dieser Zwang gehen darf und soll gegenüber dem überragenden Grundsatz der persönlichen Freiheit. Offenbar und begreiflich ist, dass die Ansichten darüber stark auseinander gehen und zwar umso mehr, je weitere Gebiete des Lebens der Staat seinen Ordnungen unterwirft. Sie gehen aber auch deshalb auseinander, weil die Mehrheit der Bürger mehr darauf hält, die materielle Wohlfahrt, zumal bestimmter Klassen, zu fördern, als die idealen Güter der Menschen zu pfe-

gen und zu schützen und endlich auch aus dem Grunde, weil der moderne Staat bestrebt ist, durch die Leitung des Unterrichtswesens eine geistige Schablone zu schaffen, in welcher das heranwachsende Geschlecht, nach Weltauffassung und politischer Gesinnung, in das Bild gemodelt wird, das sich die herrschende Mehrheit vom „braven Staatsbürger“ macht. Es waltet also grundsätzlich Streit um die Grenzen der staatlichen Ordnung. Auf der einen Seite stehen die Leute, denen es vorab um Wahrung des dem Menschen innewohnenden Verlangens nach persönlicher Freiheit zu tun ist und die den Staat auf die Gebiete beschränken wollen, von deren Beherrschung seine Existenz und die Erfüllung seiner wesentlichen Aufgaben abhängt; auf der andern Seite finden wir die sog. Etatisten, die dafür halten, Glück und Wohlfahrt der Bürger müssten im wesentlichen durch die Tätigkeit des Staates geschaffen und gesichert werden; ihnen ist eigentlich der Staat das überragende Wesen, von dem sich Daseinsrecht und Tätigkeitsbereich der Individuen und Stände ableiten. So wird der Staat mit seiner Beamtschaft allmählig zum Selbstzweck. Es ist deshalb wohl zu begreifen, wenn heute manche Menschen, besonders die den Idealen nachstrebende, von den Enttäuschungen des Erdenlebens noch nicht verhärteter oder skeptisch gewordenen jungen Menschen, in ihrem berechtigten Gefühl für Freiheit und Selbstbestimmung, sich oft versucht fühlen, alle Mittel anzuwenden, um den Polypenarmen des neuzeitlichen Allerweltsstaates sich zu entwinden. Kommt es nun dazu, dass die einer Minderheit im Staate angehörenden Bürger sich zu einem Bunde für den Minderheitenschutz zusammentun, wie der „Völkerbund“ es in zwischenstaatlicher Beziehung sein sollte, es aber nicht ist, so wäre dagegen sicherlich nichts einzuwenden, denn die schrankenlose Herrschaft der Mehrheit, wie sie in den demokratischen Staaten und Gemeinwesen sich herausgebildet hat und als deren Grundrecht erscheint, ist die schlimmste aller Tyrannien, weil diese Mehrheit sich als absolut unverantwortlich fühlt und gebart; es gibt auch in der Tat kein Mittel in der staatlichen Ordnung, um sie für ihr Tun und Lassen zur Verantwortung zu ziehen, wie es der Fall war und ist und oft geübt wurde gegenüber Monarchen und Autokraten, und gegenüber aristokratischen und andern Oligarchien. Die christliche Re-

ligion allein, mit ihrem überweltlichen altruistischen Sittengesetz und ihren aus den göttlichen Geboten abgeleiteten Gerechtigkeiten, ist imstande, der menschlichen Willkür Schranken zu setzen; es bedarf deshalb auch keine Staatsform so sehr der Gebundenheit durch die geoffenbarte Religion als die Demokratie in ihrem Aufbau auf das Urteil und den Willen des natürlichen Menschen, wodurch sie zum „Überstaat“ wird, der die Norm seiner Handlungen nur in sich selbst sucht, wie der „Übermensch“ im Egoismus sein alleiniges Gesetz anerkennt.

Für die Entscheidung über das, was wir dem Staate schuldig sind, haben wir in erster Linie Christi Gebot an der Hand: Gebet dem Kaiser was des Kaisers ist und Gott was Gott ist. Was wir Gott schulden, sagt uns Jesus bestimmter in dem, was er in Matth. 22/37 als das vornehmste Gebot bezeichnet. Unser „Kaiser“ ist die Volksmehrheit, welche die Gesetze gibt oder ihnen stillschweigend Gültigkeit verleiht und die für Jung und Alt verbindlich macht. Ohne Zweifel dürfen wir nur aus ehrlichen, ernstlichen Gewissensgründen einem Gesetze gegenüber den Gehorsam verweigern, gestützt auf den Grundsatz, dass man Gott mehr gehorchen soll als den Menschen.

Da stossen wir gleich auf den, nicht zum erstenmal in der Geschichte, aber heute von einer gewissen theologischen Schule besonders laut betonten Gegensatz zum Staate in der Frage des Wehrdienstes. In der Schweiz hat während des Weltkrieges allerdings nur eine verschwindend kleine Zahl von jungen Männern, unter Berufung auf Gewissensgründe, sich geweigert, am militärischen Schutz des Vaterlandes teilzunehmen und unter den etwa 300 000 zum aktiven Dienste Einberufenen und aus allen Weltteilen Herbeigekommenen, sind kaum einige Dutzend wegen Dienstverweigerung in Strafe gefallen. Es ist aber nicht zu leugnen, dass infolge der Schrecken des grossen Krieges in der weiten Welt der Gedanke neue Verbreitung gefunden hat, das Kriegführen widerstreite dem göttlichen Gebote: „Du sollst nicht töten.“ Wir erblicken nur freilich mit der Grosszahl der Christen, der Kirchenlehrer und der Reformatoren, sowohl auf Grund der heiligen Schrift, wie auf Grund vernünftiger, politischer Überlegung, in dieser Behauptung eine reine Menschensatzung und einen groben Irrtum. Vor allem spricht der biblische Grund-

satz nach richtiger Übersetzung nicht von „tödten“, sondern er lautet „Du sollst nicht morden“. Den kriegerischen Kampf als Mord hinzustellen, geht doch vernünftigerweise nicht an, am allerwenigsten bei einem Verteidigungskriege zum Schutze des Vaterlandes und seiner Bewohner. Entweder hat der Staat das Recht auf selbständige Existenz, dann muss man ihm auch das Recht der Selbstverteidigung zur Wahrung dieser Existenz zustehen, oder man bestreitet ihm dieses, dann fällt auch seine Daseinsberechtigung dahin, und er wird zur rechtlosen Beute und zum würdelosen Spielball irgend eines bewaffneten Raubstaates. Es geht auch nicht an, das für unser persönliches Verhalten massgebende christliche Sittengesetz einfach auf das Leben der Staaten zu übertragen, wie es bei der Verderbnis der menschlichen Natur auch undenkbar wäre, ein Staatswesen auf den Grundsätzen der Bergpredigt aufzubauen.

Der Krieg hat gewiss seine furchtbaren Schrecken, aber auch sein Erhebendes und Grösstes; niemand kann mehr für seinen Nächsten tun, als dass er sein Leben für ihn lässt. Es ist uns auch kein einziges Wort des Heilandes überliefert, das als Verbot des Kriegsdienstes ausgelegt werden könnte. Die Antwort, die er den, seinen Rat einholenden Kriegsknechten gibt (Lukas 3,14): „Tut niemand Gewalt noch Unrecht und lasset euch begnügen an eurem Solde“ klingt im Gegenteil wie eine Sanktionierung ihres Dienstes, zum mindesten zeigt sie, dass Christus gar nicht daran dachte, sie von ihrem Kriegsdienste abwendig zu machen. Auch den kranken Knecht des Hauptmanns von Kapernaum gibt er, nachdem er ihn gesund gemacht hat, seinem Herrn zurück; er spricht auch nicht etwa zu ihm, wie zur Ehebrecherin, „sündige hinfort nicht mehr“, sondern nimmt offenbar ohne weiteres an, dass er seinem Vorgesetzten nach wie vor den Waffendienst leiste. — Wir wissen auch von unzähligen, ernsten und einsichtigen Christen, dass sie in der festen Überzeugung, ihre Christenpflicht zu erfüllen, dem Vaterlande mit den Waffen gedient haben. Man lese beispielsweise nur in Bodelschwingh's Leben nach, mit welchen warmen Worten er die Dienstleistung zur Verteidigung seines Landes verfiicht, und wenn je einer Nächstenliebe geübt hat, unter Aufopferung seiner selbst, so ist es der „Vater Bodelschwingh“ gewesen. — Noch vieles liesse sich anführen zur Zurückweisung

der Fehlschlüsse der extremen Pazifisten betr. den Kriegsdienst; es würde hier zu weit führen, und es sei mir gestattet, deshalb auf den Vortrag zu verweisen, den ich am 14. März 1911 vor der christlichen Studentenkonzferenz in Aarau über das Thema gehalten habe. Ich stehe heute noch auf demselben Boden und bin mehr denn je überzeugt, dass die religiösen Dienstverweigerer in einem schwarmgeistigen Irrtum befangen sind. Übrigens wissen wir alle, dass das Leben Widersprüche in sich schliesst, für die es hienieden keine Lösung gibt.

Wenn wir hier ein Gebiet berührt haben, auf dem Einzelne sich schlechthin zur Auflehnung gegen die staatlichen Gesetze berechtigt glauben, so gibt es daneben manche Gebiete, wo der Eingriff des Staates überhaupt oder doch die Art wie er ihn ausübt, vom Standpunkt wahrer Gerechtigkeit aus oder aus Gründen der Zweckmässigkeit bekämpft wird. Geschieht dies auf gesetzlichem Wege, nicht in bloss eigennütziger Absicht, sondern in Befolgung des Befehles „schaffet der Stadt Bestes“, so ist dagegen nichts zu sagen. Ja es kann geradezu Bürgerpflicht sein, ungerechte und schädliche gesetzliche Massnahmen der Obrigkeit offen zu bekämpfen. Für die Wahl der Kampfmittel wird freilich das christliche Gewissen Schranken ziehen, die nicht für jedermann in gleicher Weise bestehen. —

Lassen Sie mich hier noch kurz auf einige Beispiele staatlicher Ordnung hinweisen, die mittelbar oder unmittelbar das Recht der Freiheit in geistigen Dingen berühren, wo wir ohne Bedenken das „civis Romanus sum“ des Apostel Paulus' geltend machen und Gerechtigkeit verlangen dürfen.

Die Zeit ist wohl nicht mehr fern, da auch in unserem Lande der Kampf um die Schule lebhafter werden wird. Jeder ehrliche und unparteiische Mensch muss zugeben, dass die Eltern, die für ihre Kinder eine christliche Erziehung wünschen, sich durch die religiös-neutrale staatliche Schule nicht befriedigt fühlen können. Die Bestimmung der Erziehung ihrer Kinder ist das erste vornehmste Elternrecht; der religionslose Staat wird diesem Recht je länger desto weniger gerecht werden können und so muss der heute übliche Schulzwang sich immer mehr zu unleidlichem Gewissenszwang auswachsen; diese Gewissensbedrückung geht noch dazu Hand in Hand mit einer ganz unnötigen und wohl

vermeidbaren Verletzung jedes Gerechtigkeitsgeföhles, indem die Eltern, welche ihre Kinder der Staatsschule nicht anvertrauen wollen, gezwungen werden, nicht nur wie alle übrigen Bürger, die Mittel zu liefern für den Betrieb der „neutralen“ Staatsschule, sondern dazu noch allein die Kosten der nach ihrem Sinne geleiteten Privatschulen zu tragen. Dass eine gerechte Lösung der hier vorliegenden Unbill möglich ist, und zwar ohne Schaden, sondern zum Nutzen für den Staat, beweisen uns das holländische Gesetz und die Verfassung der deutschen Republik, welche die staatlichen Mittel in gleichem Masse den öffentlichen wie den privaten Schulen zuwenden wollen. Dabei steht nichts im Wege, dass der Staat die Kenntnisse bestimme, welche die einzelnen Schulstufen zu erreichen haben; Grundlage und Methode der Erziehung aber bleiben den Inhabern der Schulen überlassen, welche diesen also auch den biblisch-christlichen Charakter wahren können.

Hier gilt es für den freiheitlich organisierten und geleiteten Staat ein Gebot der Gerechtigkeit zu erfüllen, das umso dringlicher ist, als dieser Staat auch sonst die Steuerzahler in stetig steigendem Masse belastet und es ihnen so, mit oder ohne Absicht bleibe dahingestellt, immer schwerer macht, das von ihrem Einkommen zu erübrigen, was sie für kirchliche Zwecke, für wohlthätige Anstalten und für private Schulen opfern möchten und sollten. So wirkt selbst auf dem Gebiete des Steuerwesens, auf dem freilich der Egoismus sich oft mit dem Vorwand der Billigkeit oder Gerechtigkeit zu decken sucht, doch bei näherem Zusehen ein staatlicher Zwang ein, der die persönliche Freiheit der Bürger in verletzender Weise einschränkt. —

Über Geschmacksachen, heisst es, soll man nicht streiten; damit soll sich aber der Bürger das Recht nicht nehmen lassen, an den staatlichen Organen Kritik zu üben und von ihnen Remedur zu verlangen, wenn sie die von den Einwohnern aufgebrauchten öffentlichen Mittel darauf verwenden, eine Kunst zu unterstützen, die allem in geschichtlicher Kunstbetrachtung geläuterten Schönheitssinn ins Angesicht schlägt, oder wenn sie um materieller Interessen willen, die Naturschönheiten der Heimat verschandeln lassen. —

So gibt es manche Gebiete, auf denen der staatliche Zwang ohne Not den Geföhlen und Überzeugungen zahlreicher Bürger

Gewalt antut und ihren Gerechtigkeitssinn verletzt, und es darf wohl vorab von der ideal gesinnten, zumal der studentischen Jugend erwartet werden, dass sie sich dafür einsetze, „dass Güte und Treue sich im Lande begegnen und Gerechtigkeit und Friede sich küssen“.

Dieses hohe Ziel bildet ebensowenig eine Gleichgültigkeit gegenüber den Notwendigkeiten des staatlichen Lebens, deren mancher junge Mensch sich mit Unrecht glaubt rühmen zu dürfen, wie ein voreiliges Urteil, das nicht den Erfahrungen der Alten Rechnung trägt, ohne die in der Seele fest verankerten Ideale zu verleugnen. — T. S. v. B.

II.

Gehe ich zu weit, wenn ich sage, es sei eine Selbstverständlichkeit, dass der Student nationale Pflichten habe? Ich glaube, der Beweis für das Bestehen dieser Pflichten ist leicht zu erbringen. Unsere Staatsform ist die Demokratie. Demokratie ist aber nicht die Herrschaft der unorganisierten Masse. Sie bedeutet eine Staatsform, in der die herrschende Macht des Staates gesetzlich bei den Gliedern der Gemeinschaft im Ganzen ruht, im Gegensatz zur Herrschaft einer Klasse¹⁾. Die Idee der Demokratie ist eng verbunden mit den Begriffen der Freiheit und Gleichheit. Diese Begriffe durchdringen sich in mannigfaltigster Art, sie treten dabei auch zu einander in Gegensatz. Weder die Idee der Freiheit, der geistige Hauptbestandteil der Demokratie, noch die Idee der Gleichheit schliesst die Rolle der Führer aus. In diesem Sinne ist die Demokratie nicht ein blosser Gegensatz zur Aristokratie, zur Herrschaft der „Besten“. Vielmehr lassen sich beide in einem höheren Sinne miteinander vereinigen. „Wenn man unter Aristokratie nichts anderes versteht“, schreibt Gustav F. Steffen (Das Problem der Demokratie, 1919), „als den entscheidenden Einfluss der Besten, am höchsten Begabten und am stärksten Sozialgesinnten auf die öffentlichen Angelegenheiten, so besteht zwischen Aristokratie und Demokratie kein Gegensatz.“ Friedrich Wilhelm Foerster (Politische Ethik, 1918) führt aus, dass die

¹⁾ Bryce, Moderne Demokratien III, p. 20.

Alternative eigentlich gar nicht heisse: Aristokratie oder Demokratie, sondern: Aristokratie durch Gewalt und Knechtung oder Aristokratie auf dem Boden des Vertrauens. Diese letztere sei die Aristokratie in der Demokratie. Ähnlich sieht Hans Kelsen (Sozialismus und Staat, 1920) die Demokratie an, wenn er schreibt: „Der unzweifelbare Gewinn der demokratischen Organisation liegt darin, dass durch das Prinzip der Gleichheit und Allgemeinheit der politischen Rechte die breiteste Grundlage für den Kampf um die politische Führerschaft und so die relativ beste Auslesemöglichkeit geschaffen wird.“

Diese übereinstimmende Auffassung aufgeklärtester Geister von der Demokratie ruht auf der Beobachtung, dass die Demokratie wie keine andere Staatsform die Möglichkeit gibt, dass jede politische Überzeugung sich äussern und im freien Wettbewerb um die Gemüter der Menschen sich geltend machen kann. Die Freiheit, die eigene Überzeugung geltend zu machen, ist aber, wie Rudolf Sohm einmal bemerkt hat, die Freiheit des zur Führung Begabten, den Führerlosen zu führen. Die Massen sind bestimmt, geführt zu werden, aber nicht durch Zwang, sondern (in der Demokratie) aus innerer Notwendigkeit durch die Begabten.

So haben wir in der Demokratie die weiteste Möglichkeit des Begabten, als Führer zu wirken. Freie Bahn dem Tüchtigen, heisst es vor allem in den öffentlichen Angelegenheiten der Demokratie. Daraus folgt die Pflicht desjenigen, der zur Führung geeignet ist, sie nach seinen Kräften auszuüben. Wer anders als der Student muss sich dieser Pflicht gegenüber dem Volksganzen bewusst sein? Denn er ist es, der das Privilegium genießt, dass ihm vor andern die Quellen zur Ausbildung seiner geistigen Fähigkeiten zur Verfügung gehalten werden. Führer soll der sein, der sich zum Menschen bilden, der seine Individualität reifen lassen, seine Fähigkeiten entwickeln kann. Der Student ist in der bevorzugten Lage für diese Bildung und Entwicklung.

Wozu führt den Studenten die Pflicht gegen das Volksganze? „Es ist klar“, sagt Robert Saitschick (Der Staat und was mehr ist als er, 1919), „dass ein Volk nur dann lebensfähig ist, wenn es sich aus charaktervollen Einzelnen zusammensetzt. Hat man sich zum Menschen gebildet, so hat man auch das meiste zur Stärkung seines Volkes getan.“ Wenn der Student, der Ge-

bildete, an sich selbst arbeitet, sich selbst erzieht und zum sozialen Menschen bildet, so hat er den ersten Schritt zur Erfüllung seiner nationalen Pflichten getan.

Allein er soll nicht nur ein guter Bürger, er soll seinem Volke Führer werden. So muss er nicht nur die eigene Erziehung erringen, er muss nachher als Führer die andern erziehen. Das erste leistet er für sich im Stillen, für das zweite muss er in die Öffentlichkeit treten. „Si l'individu doit s'isoler pour penser, il doit sortir de son isolement pour agir“ sagte Horace Micheli in einem prächtigen Vortrag über die Rolle der intellektuellen Jugend in der Politik. Diesen Eintritt in die Öffentlichkeit kann der Student während seiner Studienzzeit noch nicht ausführen, wenn er nicht seine nächsten Pflichten vernachlässigen will. Er muss aber auf den Moment, da er ins praktische Leben gelangt, auf dieses Heraustreten vorbereitet sein. Er sollte als Träger einer Weltanschauung die Hochschule verlassen. Das bedeutet eine gewaltige geistige Aufgabe, die ihm neben dem Fachstudium obliegt. Er muss aber weiter darauf gerüstet sein, mit dem Eintritt ins Berufsleben die Wege zu beschreiten, um Führersinn und Führertätigkeit in öffentlichen Angelegenheiten zu entwickeln. Sich mit andern vereinigen, um zu handeln und zu wirken, heisst, bei der heutigen Organisation des politischen Lebens, Partei ergreifen. Die politische Partei ist heute der vornehmste Weg, um in öffentlichen Angelegenheiten zum Volke zu gelangen; sie ist das wichtigste Mittel, um seine politische Weltanschauung praktisch zu betätigen. Von den Höhen der Wissenschaft pflegt man oft misstrauisch und abschätzig auf das Treiben der politischen Parteien hinabzuschauen. Sicher ist viel Menschliches, Allzumenschliches mit dieser Einrichtung verbunden. Aber eine schlechte Vorbereitung gäbe sich der Student für sein öffentliches Wirken, wenn er nur Geringschätzung und Vorurteil gegenüber der politischen Partei mit sich bringen würde. Vor der Parteipolitik warnen, wie es in bester Meinung gelegentlich von Vertretern der Wissenschaft geschieht, schliesst die Gefahr in sich, dass der Student zu Hochmut und Überhebung erzogen wird, während gerade im politischen Leben das Gegenteil dringend von Nöten ist. „Das moralische Wachstum des Menschen beginnt nicht mit Heldentaten im Grossen, sondern mit Siegen im Aller kleinsten“; dieses Wort

F. W. Foersters passt nicht zum wenigsten auf die Ausbildung des politischen Führers. In einem Volke, das von so reicher politischer Vergangenheit und im Ganzen von so weitgreifender politischer Schulung ist wie das schweizerische, erweist sich oft der einfache Mann als politisch urteilsfähiger denn der Gelehrte. Nirgends ist daher der Akademikerhochmut weniger angebracht, als im öffentlichen Leben. Was der Gebildete vor dem einfachen Mann des Volkes voraus hat, ist, dass er den Überblick über das Ganze zu wahren eher in der Lage ist, und dass er das, was der Augenblick gebietet, auszusprechen und zu formulieren versteht. Zur rechten Zeit das rechte Wort, das ist die Kunst der Führung in den öffentlichen Angelegenheiten. Die politische Partei ist dazu die Tribüne. Sie ist die Vereinigung der Anhänger einer Weltanschauung. In der Ausgleichung der Interessen soll sie dem Staate nützliche Vorarbeit leisten.

Wer in den öffentlichen Dingen führen und herrschen will, muss von hohem Gemeinsinn beseelt und der Gesamtheit zu dienen entschlossen sein. In diesem Geiste sich für die öffentlichen Angelegenheiten vorbereiten, ist die hohe politische Aufgabe des Studenten.

Dr. A. Meyer.

III.

Ihre Fragestellung ist allgemein. Sie geht von dem allgemeinen Begriff der Nation aus. Diese Voraussetzung rollt eine Vorfrage auf. Es bleibt zu untersuchen, ob die Voraussetzung zutreffend ist. Ist sie falsch, so sind es auch die Schlüsse, die gezogen werden.

In der Literatur wie im Volksempfinden besteht die Nation als geschichtliche Tatsache. Die Tatsache selbst wurde zur Tradition. Damit ist indes keineswegs bewiesen, dass der Begriff ein für alle mal feststehend, scharf umrissen, unwandelbar sei. Im Gegenteil. Literatur und Volksempfinden beweisen nur, wie unter ein und demselben Begriff verschiedene Dinge verstanden werden können. Darum gilt es, zunächst den Begriff selbst zu analysieren.

Es gibt eine Auffassung, die als Grundlage der Nation die gemeinsame Sprache, die gemeinsame Abstammung oder Rassenzugehörigkeit nimmt. Die Schweiz ist das schlagendste Beispiel für die Unrichtigkeit dieser Annahme. Es bestehen in unserm Lande

vier lebende Sprachen. Unsere Abstammung geht sowohl auf die Kelten, auf die Lepontier als auf die germanischen Stämme der Burgunder und Alemannen zurück. Von einheitlicher Sprache, Abstammung oder Rassenzugehörigkeit keine Spur. Und trotzdem spricht man von einer schweizerischen Nation.

Bietet vielleicht die staatliche Abgeschlossenheit eine Erklärung? Wohl kaum. Man frage die Elsässer, zu welcher Nation sie eigentlich gehören. Man frage die Deutschen in der Tschechoslowakei oder im Südtirol, die Flämen in Belgien, die Kroaten in Serbien, die Iren in Grossbritannien, ob sie sich zu der Nation zählen, die die äussere Formation des Staates bestimmt, dem sie angehören.

Bleibt am Ende die gemeinsame Kultur. Die gemeinsame Kultur als Bindeglied der Nation scheint der Wahrheit schon eher zu entsprechen. Indes, wer wollte die gewaltigen Kulturunterschiede innerhalb der Nation leugnen? Die Kultur des Städters ist wesentlich anders als die Kultur des Dorfbewohners. Die Kultur des Kapitalisten wesentlich anders als die Kultur des Fabrikarbeiters. Im Grunde genommen hat die Kultur des Schweizer Kapitalisten viel mehr gemeinsames mit der Kultur des ausländischen Kapitalisten, als mit der Kultur des Schweizer Arbeiters. Die Kulturgemeinschaft ist für die Begriffsbestimmung der Nation unzureichend.

Näher kommt der geschichtlichen Wahrheit jene Auffassung, die die Nation als eine Wirtschafts- und Schicksalsgemeinschaft darstellt. Aber damit erkennen wir erst das äussere Merkmal. Wirtschaft und Schicksal sind fortwährenden Veränderungen unterworfen. Will man diese beiden Faktoren als Grundlage der nationalen Gemeinschaft auffassen, müssen sie in ihren Wandlungen verfolgt werden. Erst der historische Werdegang gibt verlässliche Auskunft, und als Objekt eignet sich wie kein zweites die Schweizer Geschichte selbst.

Der Ursprung der schweizerischen Nation wird allgemein in die Zeit der Gründung des ersten Schweizer Bundes verlegt. Ihre Elemente gehen indes viel weiter zurück. Sie sind zu finden in den Markgenossenschaften, in jenen abgeschlossenen, sich selbst genügenden, auf dem Gemeineigentum an Grund und Boden beruhenden Wirtschaftsgemeinschaften, die zugleich zu

Schicksalsgemeinschaften wurden. Die gemeinsame Gefahr, herührend von der feudal-monarchischen Herrschaft benachbarter Landgrafen und Lehensherren wie von der als wirtschaftliches Machtinstrument sich entwickelnden Kirche, hatte die urschweizerischen Allmendbauern über den Rahmen ihrer Markgenossenschaft hinaus zusammengeführt und liess sie ihre Freiheitskämpfe aufnehmen. In diesen Kämpfen wurzelt die ursprüngliche nationale Gemeinschaft der Schweiz.

Was waren diese Kämpfe? Sie waren die Folge gegensätzlicher Interessen und zwar gegensätzlicher wirtschaftlicher Interessen. Nicht einem naiven Freiheitsempfinden oder gar einer besondern Berufung, die unsern Altvordern als Mission vom Schicksal zugeschrieben wurde, sind sie entsprungen. Es war der Gegensatz des im Lehenswesen verkörperten Privateigentums und des in der Markgenossenschaft wurzelnden Gemeineigentums. Die Allmendbauern wussten es aus dem Schicksal der Unterwaldner, dass die Lehensherrschaft das Grab ihrer wirtschaftlichen und politischen Selbständigkeit und Unabhängigkeit bedeute. Darum setzten sie sich zur Wehr, darum erweiterten sie ihre Wirtschafts- und Schicksalsgemeinschaft und schufen so die Grundlage für ihre nationale Gemeinschaft.

Waren es wirtschaftliche und die um sie gruppierten sozialen und politischen Verhältnisse, die die Entstehung des alten Schweizer Bundes bewirkten, so finden wir ähnliche Triebkräfte in der Weiterentwicklung der nationalen Gemeinschaft. Dabei darf eines nicht übersehen werden: die Verschiedenheit der wirtschaftlichen Entwicklungsstufe und der Entwicklung der Klassegegensätze. Diese Verschiedenheit erklärt uns auch, warum die Eidgenossenschaft bis zur helvetischen Revolution und von 1803 bis zur Verfassung von 1848 in ihrem formalrechtlichen Bestande ein so widerspruchvolles Gebilde gewesen ist.

Diese Verschiedenheit der Wirtschaftsstufe tritt im 14. Jahrhundert besonders klar hervor. Zürich wird reichsfrei. Ritter, Freie und Grosskaufleute beherrschen es politisch. Die Handwerker erlangen eine wirtschaftlich immer wachsende Bedeutung. Zwar befreite die Reichsfreiheit sie von den Lasten der Leibeigenschaft, aber die politische Gleichberechtigung brachte sie ihnen nicht. Es wurde ihnen die Organisation von Zünften, die von An-

fang an auch als politische Organisationen gedacht waren, verboten, der Druck der politischen und wirtschaftlichen Herrschaft derart gesteigert, dass es im Jahr 1336 zu der bekannten Revolution des städtischen Handwerkertums kam. Dieser Klassenkampf endigte mit der Niederwerfung der bisherigen Herrschaft. Die vom Adel mit Hilfe des Grafen von Rapperswil versuchte Gegenrevolution scheiterte, und um sich gegen weitere Überfälle und Gefahren zu schützen, schloss sich Zürich 1351 dem Bund der Eidgenossen an. Der siegreiche Klassenkampf des städtischen Bürgertums hatte zur Erweiterung der nationalen Gemeinschaft der Eidgenossen geführt.

Ähnliche Verhältnisse und Triebkräfte hatten den Bund mit Luzern zur Folge. Dass später Entzweigungen aufkamen, wie beispielsweise im alten Zürichkrieg, beweist nichts gegen meine These. Zeigt sie, dass wirtschaftliche Klasseninteressen und die Abwehr gemeinsamer Gefahren zur nationalen Erweiterung führen, so schliesst sie andererseits die Erkenntnis in sich, dass die neue nationale Gemeinschaft starken Erschütterungen ausgesetzt ist, wenn die innerhalb ihres Rahmens wuchernden Klassengegensätze — freies, auf den Überresten der Markgenossenschaft beruhendes Bauerntum in der Urschweiz, freies, im Privateigentum verankertes Handwerkertum in den Städten — miteinander in Konflikt geraten. Das war im Streit um das Toggenburger Erbe in hohem Masse der Fall.

Durch die neu entstehenden aussenpolitischen Gefahren treten diese Gegensätze vorübergehend wieder in den Hintergrund. Die gemeinsame Gefahr ruft neuen Bündnissen, neuen Erweiterungen* der nationalen Gemeinschaft. Aber der wirtschaftliche Gegensatz, auf dem sich die Verschiedenheit der Herrschaftsverhältnisse aufbaute — Länderdemokratie in der Urschweiz, patrizische Herrschaft in den Städten — liess keine derart enge Verbindung zu, dass von einer einheitlichen nationalen Zusammenfassung hätte die Rede sein können. Die alte Eidgenossenschaft stellt bis zu ihrem Zusammenbruch 1798 ein innerlich zerrissenes, von den Klassengegensätzen zerfressenes Wesen dar. Die einzelnen Orte, die den Bund ausmachen, stehen sich bis zum Ausgang des 18. Jahrhunderts gleichsam als besondere nationale Gemeinschaften gegenüber.

Eine grundlegende Änderung in der nationalen Entwicklung tritt erst ein mit der Entwicklung der Produktivkräfte. Im Laufe des 18. Jahrhunderts nehmen Handel und Gewerbe einen bedeutenden Aufschwung. Die kapitalistisch-industrielle Entwicklung beginnt sich durchzusetzen. Der enge Rahmen örtlicher Abgeschlossenheit genügt den wirtschaftlichen Bedürfnissen nicht mehr. Die wirtschaftliche Entwicklung heischt andere staatliche Einrichtungen. Warenproduktion und Warenaustausch sind gehemmt durch lästige Polizeivorschriften, durch Weg- und Brückengelder, kleinstaatliche Zölle, Münz-, Mass- und Gewichtssysteme. Die Verkehrswege sind mangelhaft, das Recht der freien Niederlassung fehlt, die Produktion ist gehindert durch Feudalbeschwerden wie durch Verträge, mit denen die Aristokratie ihre geliebten Untertanen als Söldner an fremde Herren verschachert.

Vereinzelte Revolutionsversuche in den Städten missglücken, ländliche Revolten schlagen fehl. So spitzt sich der Klassengegensatz zu bis im Jahr 1798 die bürgerliche Revolution, unterstützt durch die Waffen des revolutionären Frankreich, zum erstenmal siegreich ihr Haupt über das ganze Land hinweg erhebt. Die Anrufung der französischen Hilfe beschleunigt den Ausbruch der Kämpfe, diese selbst hatten ihre Grundlage in den eben geschilderten Zuständen.

Mit dem veränderten sozialen Inhalt dieses bürgerlichen Klassenkampfes ändern dessen Form und Ziele. Waren die früheren Klassenkämpfe vorwiegend Kämpfe zur nationalen Erweiterung, so ist die bürgerliche Revolution der Kampf für die nationale Einigung. Jetzt stehen sich die Kampfparteien nicht mehr nach den Staatsgrenzen der einzelnen Stände gegenüber, die Scheidung geht nun mitten durch die Kantone hindurch. Der Klassenkampf der Unterdrückten wird zu einem Problem, das nur zu lösen ist durch die über die staatlichen Hoheitsgrenzen hinweggehende Verständigung mit den übrigen Klassenzugehörigen. Die einzelnen Glieder der Eidgenossenschaft sind in sich gespalten; die Klassen, nicht mehr die einzelnen Stände stehen sich jetzt als Feinde gegenüber. Zwar muss auch jetzt in den wirtschaftlich vorgeschrittenen Ständen jede unterdrückte Klasse mit ihren Herrschern selber fertig werden, aber der Sieg der bürgerlichen Revo-

lution lässt sich auf die Dauer nur konsolidieren durch die nationale Einigung.

So führt der Klassenkampf des revolutionären Bürgertums zum nationalen Einheitsstaat und da dieser über die objektiven geschichtlichen Bedingungen hinauschießt, 1848 zum modernen Bundesstaat.

Die moderne Nation, die grössere, durch die staatliche Zentralgewalt beherrschte Wirtschafts- und Schicksalsgemeinschaft ist weder in ihrem Inhalt noch in ihrer Form der ursprünglichen nationalen Gemeinschaft gleichzustellen. Hier, entsprechend der erreichten Wirtschaftsstufe, eine Gemeinschaft freier Bauern oder freier Städtebürger, die sich später in den Vogteien Untertanländer schufen, dort entsprechend den entwickelten Produktivverhältnissen der nationale Einheitsstaat mit gewissen Einschränkungen, aber ohne andere Untertanenverhältnisse als jene, die der Kapitalismus im Gegensatz von Unternehmer und Arbeiter schuf.

So lehrt uns die geschichtliche Betrachtung nicht nur den Unterschied zwischen der ursprünglichen und der modernen Nation; sie zeigt uns auch, dass die Nation nicht etwas Unabänderliches ist, das sich durch alle Zeiten hindurch in seiner Urwüchsigkeit und Bodenständigkeit erhält. Die moderne Nation ist das Ergebnis der kapitalistischen Entwicklung und des bürgerlichen Klassenkampfes.

Ist die moderne Nation geschichtliches Entwicklungsergebnis und dadurch historisch bedingt, so unterliegt sie, wie die ursprüngliche nationale Gemeinschaft den Gesetzen der wirtschaftlichen Entwicklung. Auch die moderne Nation erfährt innere Wandlungen und es entwickeln sich in ihr nach Massgabe der Steigerung der wirtschaftlichen Gegensätze die Gegensätze der Klassen.

Man nehme unsere schweizerischen Verhältnisse. Welch gewaltige Änderung gegenüber der Entstehungszeit der Bundesverfassung von 1848! Aus dem Agrarstaat ist ein hochentwickelter Industriestaat geworden. Bevölkerungsaufbau und soziale Schichtung haben sich vollständig verschoben. 70 Prozent der Schweizer Bevölkerung gehören zu den unselbständig Erwerbenden, sind Lohnempfänger. Wenige Jahrzehnte genühten, um enormen Reichtum auf der einen Seite, Massenarmut, Not und Entbehrung auf der andern Seite zu erzeugen. Wirtschaftlich ist die Verflechtung

mit dem Weltmarkt immer inniger geworden. Nicht nur die sogenannte Exportindustrie, auch die Landwirtschaft hängt in ihrer Existenz von den Schwankungen des internationalen Marktes ab.

In dem Masse, als diese Wandlungen erfolgten, änderte sich je nach der sozialen Stellung des einzelnen der Begriff des nationalen Wesens. Der Reiche stellt an die Nation andere Forderungen als der Arme, weil sich beide unter dem gleichen Begriff einen andern materiellen Inhalt vorstellen. Es genügt, auf die Gebiete der Handels- und Zollpolitik, des Steuerwesens, der sozialen Versicherung, des Militarismus und der Landesverteidigung hinzuweisen. Diese Gegensätze entspringen der wachsenden Klassenscheidung. Es ist heute wieder, wie zur Zeit der alten Eidgenossenschaft, die der Klassengegensatz aus den Fugen riss: was die einen als patriotisch erklärten, bezeichneten die andern als Vaterlandsverrat.

Man sieht: so ganz überflüssig war die Aufwerfung der eingangs erwähnten Vorfrage doch nicht. Ob der Student nationale Pflichten hat und worin diese bestehen, das hängt wesentlich zusammen mit der begrifflichen Erfassung der Nation. Diese Erfassung hinwiederum dürfte hervorragend bedingt sein durch die soziale Einstellung des Studenten selbst. Der Student, dessen materielle Zukunft durch die gesellschaftliche Stellung seiner Eltern als gesichert erscheint, dürfte in den sogenannten nationalen Dingen anders denken, als jener Student, der keine andere Aussicht hat als die, eines Tages sich dem intellektuellen Proletariat zuzählen zu müssen.

National sein heisst darum nicht absolutes Festhalten an der Überlieferung. Die nationale Pflicht besteht nicht in der Verherrlichung der Vergangenheit und in der Aufrechterhaltung der Tradition. Nur wer die Nation in ihrer Entwicklung begreift, kann wahrhaft national sein. National sein in diesem Sinne heisst an der Herstellung der Übereinstimmung zwischen den wirtschaftlichen Tatsachen und ihrer Entwicklung einerseits und der politischen Daseinsform des Staates und seines sozialen Inhalts andererseits zu arbeiten. Dieses Streben führt notwendig über den Rahmen der heutigen nationalen Gemeinschaft weit hinaus und lässt die nationalen und internationalen Interessen miteinander zusammenfallen. Infolge der Internationalisierung der Wirtschaft, die

die nationale Selbständigkeit im landläufigen Sinne des Wortes praktisch aufgehoben hat, führt der Weg zur Bildung überstaatlicher Wirtschafts- und Schicksalsgemeinschaften. Dadurch wird verschwinden, was man heute als die nationalen Gegensätze bezeichnet, wird verschwinden, was heute eine furchtbare Quelle beständiger Unruhe und unabschätzbarer Gefahr bedeutet. An der Herbeiführung dieses Zustandes ehrlich mitzuarbeiten, das betrachte ich als nationale Pflicht jedes Volksgenossen, nicht nur des Studenten.

Robert Grimm.

IV.

L'époque actuelle est lourde et douloureuse aux jeunes esprits, à tous ceux qui entrent dans la vie avec des illusions et une sensibilité intactes encore. D'abord, parce qu'elle est médiocre: la prédominance des intérêts économiques est une conséquence de la gêne où se trouvent, depuis la guerre, plongés les peuples et les états; mais le matérialisme, l'égoïsme, le mécontentement que cette gêne a créés, font une atmosphère où les valeurs esthétiques, intellectuelles et morales s'étiolent et se dessèchent rapidement: le ventre et le muscle prédominent aujourd'hui sur le cerveau. Ensuite, parce qu'elle est inquiète: où va l'Europe? est-ce une crise à traverser, après laquelle un monde nouveau se dressera sur de solides assises: l'ordre, la paix, la prospérité? ou bien, au contraire, l'Europe est-elle entraînée dans une décadence irrémédiable qui marquera la fin de son hégémonie comme continent civilisateur? De XIX^e siècle avait tout entier vécu sur l'idée de progrès: aujourd'hui, celle de régression possible s'impose à l'observateur qui cherche à prévoir l'avenir. Le moins qu'on puisse dire, c'est, — pour répéter un mot célèbre du général Boulanger, — que nous ne savons pas où nous allons, mais nous savons que nous y allons très fort. Enfin, l'époque actuelle est confuse, elle est anarchique. Chateaubriand écrivait déjà, dans sa conclusion prophétique des *Mémoires d'outre-tombe*: „L'invasion des idées a succédé à l'invasion des barbares.“ Jamais les esprits n'ont été sollicités, en effet, par tant d'idées, de doctrines, de systèmes. C'est pour le cerveau une excitation, une fatigue de tous les instants. Qui croire, et que choisir? Le résultat ne peut être qu'un scept-

ticisme mélancolique, une manifestation nouvelle de „Weltschmerz“, du mal du siècle romantique. Ou alors un désintéressement qui se manifeste à son tour par l'abstention en politique, l'abus des sports — et la noce.

Ce qui est certain, ce que j'ai constaté dans la jeunesse de presque tous les pays — et pas seulement dans la jeunesse, — c'est une désaffection, un dégoût même à l'égard de la politique, du régime dominant en Europe, des institutions, en particulier du parlementarisme, des doctrines et de l'enseignement officiels. On leur reproche, et non sans bonnes raisons, de n'avoir point su instaurer l'ordre et la paix, de n'avoir point su résoudre les grands problèmes de l'après-guerre et de la reconstruction, ni correspondre aux besoins d'un monde nouveau qui tâche à se dégager des ruines. Voilà pourquoi la jeunesse, lorsqu'elle n'est point simplement indifférente ou „abstentionniste“, va aux extrêmes: l'extrême gauche ou l'extrême droite, la révolution ou la réaction, — pour me servir ici de la phraséologie libérale. Je ne saurais, pour ma part, ni m'étonner, ni m'affliger, ni me scandaliser de ces attitudes: je les comprends toutes, je les excuse; je plains la jeunesse intellectuelle, car je sais qu'elle souffre lorsqu'elle pense; je me sens tout proche d'elle, et voudrais l'aider.

* * *

L'époque actuelle, je la comparerais à une tempête dans des nuées. Le seul moyen d'éviter le naufrage, est de garder son sang froid, de ne point lâcher la boussole et le gouvernail. L'image, certes, n'est point neuve, mais elle est exacte:

Dans les crises d'anarchie intellectuelle comme celle que nous traversons, lorsque les idées se multiplient autour des cerveaux comme des noctuelles autour d'une lampe, lorsque les sentiments et les instincts dominant, lorsque tout semble provisoire et transitoire, la seule chance de salut est dans le redressement de l'individu, ou, pour m'exprimer avec plus d'exactitude philosophique, de la personne humaine, et dans son effort, pour se raccrocher à ce qui est solide, constant, éternel. Si le temple croule, que du moins les colonnes maîtresses restent debout! Il nous sera possible, il nous sera facile alors de reconstruire un nouveau temple autour d'elles.

Je veux signifier ici une double attitude intellectuelle: négative d'abord, positive ensuite. La négative consiste à se défier extrêmement de ce qui est nouveau, de toutes ces idées et ces doctrines et ces systèmes en vogue qui tournent autour de nous, „quaerentes quem devorent“. Il faut les examiner avec un esprit hypercritique, et ne point se laisser piger par leur séduction apparente. Un homme qui vécut, lui aussi, à une époque de troubles et d'anarchie comme la nôtre, et dont le stoïcisme souriant et l'esprit critique ont été par ailleurs si mal compris, Montaigne note dans ses *Essais*: „Je suis desgouté de la nouvelleté, quelque visage qu'elle porte; et ay raison, car j'en ay eu des effects très dommageables. . . . Ceux qui donnent le bransle â un Estat sont volontiers les premiers absorbez en sa ruyne.“ Pour ma part, je me demande souvent ce qu'il restera plus tard du marxisme — lequel n'est déjà plus neuf — comme de la psychoanalyse, de la théosophie comme du surréalisme, de toutes ces théories de chaires universitaires, de cénacles ou d'ateliers. Je me le demande, et me réponds toujours, avec une absolue certitude, qu'il n'en restera rien, ou presque rien; que tout cela n'est guère plus durable que la paperasse imprimée ou tapée à la machine, et qu'envisagée plus tard par l'histoire du point de vue politique, ou esthétique, ou philosophique, ou littéraire, notre époque semblera barbare à côté du XVII^e siècle, de la Renaissance, du XIII^e siècle, des grandes époque de Rome et de la Grèce.

C'est pourquoi l'attitude positive que doit prendre tout bon esprit, consistera précisément à s'attacher aux idées et aux principes qui se sont révélés, à travers l'histoire, comme les poutres maîtresses de la civilisation. Dans le désordre des esprits et la confusion des valeurs où nous pataugeons depuis quelques années, ce qui me semble précisément le plus nécessaire, c'est de rétablir le sens exact des mots, et par conséquent des choses que les mots signifient. Le sens, et par conséquent les limites. Qu'est-ce que la liberté? qu'est-ce que le peuple? qu'est-ce que la civilisation? autant de questions auxquelles sont incapables de répondre ceux-là mêmes qui les ont sans cesse dans la bouche, avec la prétention de parler au nom des nations, des peuples, voire de l'humanité. La phraséologie des parlements, des réunions publiques et des journaux, est à la fois effet et cause de l'anarchie intellectuelle. Voilà

pourquoi le monde contemporain a besoin, avant tout peut-être, d'un dictionnaire bien fait. Un disciple demandait à Confucius quelle serait la première mesure qu'il prendrait, s'il était élu empereur de Chine. Le sage répondit: „Je commencerais par rétablir le sens exact des mots.“

Quand on sait que toute civilisation est d'abord une conservation, ensuite une continuité, enfin seulement un progrès, on prend en singulière pitié ces esprits, en vérité barbares, qui veulent tout détruire, afin de tout reconstruire d'après un schéma conçu dans leur cerveau, ou le cerveau d'un autre. De telles aberrations mènent à des ruines. Jusqu'où pourrions-nous tomber, si n'importe qui, à n'importe quel instant, se croyait capable de refaire l'État, l'esthétique, l'éducation, la morale? Avec ce système-là, l'homme retournerait à l'âge des cavernes à toute la vitesse de ses trains rapides, de ses automobiles et de ses aéroplanes.

* * *

Une sérieuse discipline s'impose donc à la jeunesse intellectuelle, si elle veut se préparer à son rôle de reconstructrice, et dès maintenant, être un élément d'ordre dans la société. Et cette discipline sera d'abord une discipline philosophique. Il ne s'agit plus de divaguer dans le vide, et de s'amuser avec ces formules métaphysiques dont, par exemple, la langue allemande est si riche. Il s'agit de retourner à la grande philosophie rationnelle, seule capable de discipliner les esprits, parce qu'on ne discipline les esprits et parce qu'on ne reconstruit une société que sur des certitudes. Elle sera ensuite une discipline psychologique. La plupart des erreurs politiques et sociales que nous avons commises depuis le XIII^e siècle, ont leur origine dans une erreur de psychologie, une fausse conception de l'homme dont on a exagéré la bonté, l'intelligence, de l'homme qu'on a fini par considérer comme une sorte d'esprit pur, et dont on a fait un être abstrait, détaché des contingences qui le limitent et l'enracinent. Il est certain que l'homme, depuis deux siècles, s'est beaucoup trop adoré soi-même, qu'il a eu en sa et en ses lumières une confiance trop illimitée: les faits sont venus démontrer à quelles catastrophes conduit cette erreur, et combien est vraie cette parole de Pascal:

„Qui veut faire l'ange, fait la bête.“ Elle sera encore une discipline historique, puisque l'étude de l'histoire, c'est la forme de l'expérience scientifique en matière politique et sociale. Elle sera enfin une discipline morale, car, avant de vouloir mettre de l'ordre dans la société et de songer à reconstruire le monde, l'homme doit commencer par rétablir en soi l'ordre et l'autorité, par se reconstruire intérieurement soi-même.

Comme je m'adresse ici à des étudiants suisses, j'ajouterai que, dans le domaine national, l'effort le plus nécessaire, est d'empêcher la rupture menaçante de nos traditions, de renouer la vieille Suisse à la nouvelle. Ce qui menace, en effet, notre pays, ce n'est point tant des révolutions qu'une langueur générale, qu'une atonie, qu'une médiocrité où l'esprit de crapule pourrait bien s'infiltrer peu à peu. Dans cet état dont un bolchévisme embourgeoisé serait le dernier terme, tout ce qui fit la beauté, la grandeur et l'héroïsme de notre pays, tout ce qui lui confère son charme, sa douceur de vivre, son originalité, risque de disparaître. Alors la Suisse aurait cessé d'exister comme nation, car elle aurait perdu son âme.

* * *

Il faut être pessimiste dans la conception, afin de pouvoir mieux être optimiste dans l'action. Ceux qui interposent entre l'opinion et la réalité des illusions et des mensonges, sont de grands coupables. Mais ce n'est ni une illusion, ni un mensonge, c'est une vérité active et tonique, d'affirmer que la volonté humaine est plus forte que les événements, lorsqu'elle est éclairée, guidée par l'intelligence. Or la volonté humaine, c'est la volonté de la personne humaine, du vir que nous pouvons et devons être, chacun de nous. Qu'au lieu donc d'hésiter, de flotter, de se désintéresser, chacun de nous se mette à l'oeuvre de reconstruction, à sa place, et fasse sa besogne lui-même dans la confusion des hommes! Et nous aurons cette paix que saint Augustin a si magnifiquement définie: la tranquillité de l'ordre.

Berne, Pâques 1926.

G. de Reynold.

V.

Il y a deux dangers dont il faut se garder tout spécialement quand on discute de problèmes moraux. Le premier est de pren-

dre des représentations verbales pour des réalités, le second est de pousser des idées justes jusqu'au point où elles deviennent fausses.

Notre époque qui, en dépit des apparences, ne pratique guère l'internationalisme de fait, abuse extrêmement des mots nationalisme et internationalisme. On dirait qu'il y a là une sorte de refoulement à la manière de Freud. Il importe de mettre un peu d'ordre dans toutes ces idées confuses.

On nous permettra tout d'abord de prendre la question sous son aspect général. On me demande si les étudiants ont des devoirs vis à vis de leur pays. Je réponds que, pour moi, un étudiant est un citoyen. Chacun a le devoir de fournir à la place où il se trouve le plus grand effort possible en vue du bien de la collectivité. Si ce citoyen est un étudiant, son effort ne sera pas le même que s'il est un ouvrier. Mais son devoir est analogue. Il faut donc se demander si les citoyens quels qu'ils soient ont des devoirs vis à vis de leur pays.

A cette question, nous voudrions répondre par une autre question. Les individus ont-ils des devoirs vis à vis de leur famille? Il n'y a pas beaucoup de gens qui le nient. Le dilettantisme moral de notre époque ne s'est pas encore attaqué au père et à la mère. Mais s'il en est ainsi, si l'on admet qu'entre soi et tout le monde, entre l'individu et l'humanité il y a quelque chose, si l'on admet que l'homme a des devoirs envers d'autres hommes, de quel droit affirme-t-on que ces devoirs s'arrêtent au frère et à la soeur, ou au cousin germain, ou à l'ami, ou à celui qui a les mêmes intérêts ou à celui qui parle la même langue, ou à celui qui a les mêmes souvenirs historiques? La patrie, dans ce cas, reste à définir, mais nous ne connaissons pas de critère qui permette d'en nier l'existence.

On peut, croyons-nous, établir les devoirs de l'individu vis à vis de son pays sur une autre base encore, celle-ci plus scientifique et que la plupart des étudiants ne récuseront pas: la spécialisation. L'esprit humain ne peut pas concevoir l'universel. Les gens qui parlent le plus de l'humanité ne savent au fond pas bien ce que c'est. Lorsque le Christ a voulu enseigner aux hommes l'amour, il ne leur a pas dit d'aimer tout le monde, ce qui aurait été une

idée spéculative et métaphysique. Il leur a dit: „Aimez votre prochain“, c'est à dire les gens que vous connaissez.

Que penserait-on d'un étudiant qui refuserait de se spécialiser dans le domaine scientifique et qui, pour prouver la largeur de son coeur et de son esprit s'entêterait à pratiquer toutes les sciences à la fois? Or, la patrie, c'est dans le domaine de la vie collective la spécialisation, nécessaire à tout individu. Lorsqu'on est né en Suisse, on n'a pas pour mission de se préoccuper des intérêts des pêcheurs norvégiens. Si l'on est né à une place et non à une autre, c'est à cette place là qu'il faut agir au mieux et la façon la plus sûre de s'intéresser à l'humanité est encore de se préoccuper des intérêts de ceux qui sont à la même place que vous.

Mais demande-t-on encore, quels sont les devoirs des étudiants à l'égard de leur patrie? Cette question est plus difficile et l'on n'attend pas de nous une énumération. Certainement un étudiant a le devoir de travailler au bien de sa patrie. C'est l'aspect que doit prendre à ses yeux le bien l'humanité.

Mais cette réponse ne résoud pas la question et la controverse reparaît aussitôt sur le contenu du mot bien. Nous croyons que si l'on tente de serrer d'un peu près le sens des idées qui s'opposent, on trouvera toujours à leur base soit la notion de concurrence, soit la notion de solidarité.

La concurrence est un idéal du passé. Ce fut l'idéal de nos pères et ils eurent raison de l'avoir. Aussi longtemps que les biens dont l'humanité pouvait disposer, apparaissaient comme limités, aussi longtemps que le fait de posséder une chose signifiait qu'on l'enlevait à quelqu'un d'autre, les rapports humains ne pouvaient être basés que sur la concurrence. On ne pouvait être heureux que du malheur des autres, ou du moins de leurs privations.

La grande révélation de notre siècle, c'est que les biens dont l'humanité peut disposer ne sont pas limités, mais illimités. Ils sont illimités parce que l'on possède des moyens de les multiplier. Quel est ce moyen? La collaboration. Tout le monde sait que la Suisse possède un grand nombre de machines, mais n'a pas de matières premières. Ces machines peuvent accroître les matières premières qu'on leur fournit, elles ne peuvent pas les créer. La collaboration assure donc la multiplication des biens que l'isole-

ment empêche. Nous nous souvenons d'avoir vu un jour, dans un journal d'enfants, une image caractéristique et que l'on devrait afficher à des millions d'exemplaires dans tous les pays. Deux tas de foin étaient placés à une certaine distance l'un de l'autre et deux ânes attachés l'un à l'autre. Aussi longtemps que les ânes tiraient chacun de leur côté, il leur était impossible d'atteindre aucun des deux tas. Mais aussitôt qu'ils se mirent d'accord, ils purent manger d'abord un tas de foin et puis, ensuite, l'autre. Cette image enfantine est un véritable symbole de l'humanité.

Parmi les ouvrages publiés récemment, nous recommandons particulièrement la lecture du livre de M. DELAISI sur les „Contradictions du monde moderne“. On y trouvera un exposé vraiment admirable de l'évolution des mythes collectifs et en particulier de l'idée de patrie. On y verra comment, aujourd'hui, l'idée de la patrie traditionnelle de nos pères n'est plus exactement adaptée à nos besoins, pourquoi elle ne l'est pas et comment peut se faire l'adaptation nouvelle. La collaboration, la solidarité augmentent les résultats de l'effort. Le seul moyen de développer le bonheur des collectivités est donc, non pas de les opposer les unes aux autres, mais de les rapprocher les unes des autres. C'est pourquoi nous croyons à la vertu de l'action internationale. Mais, opposer le nationalisme à l'internationalisme est une erreur grave de raisonnement. L'internationalisme se justifie par le bien qu'il fait aux patries et le nationalisme, s'il est synonyme de lutte, se détruit lui-même.

Au surplus, le nationalisme pur n'existe plus. Même les gens les plus en retard sur l'évolution des idées, qui croient encore à l'utilité de la guerre, n'admettent pas qu'elle soit un but idéal et l'objet principal du patriotisme. L'internationalisme pur n'existe pas davantage. Il a pu être prêché à certains moments par des gens mécontents de la politique de leur pays. Les Bolchévistes ont été internationalistes lorsqu'ils étaient émigrés. Mais il a suffi qu'ils s'emparent du pouvoir pour se transformer instantanément en des nationalistes forcenés. A ce moment, ils ont compris que le but d'un gouvernement n'est pas de faire le bonheur des autres pays, qui ont d'autres gouvernements ayant la même charge, mais de faire le bonheur de son propre pays. Nous ne discutons pas ici la façon dont ils ont compris ce bonheur et dont ils l'ont

atteint. Mais que, de grâce, on ne nous parle pas de l'internationalisme communiste, c'est la plus grande légende des temps modernes.

Mars 1926.

William Martin.

VI.

Ignavia est pacere

Mes chers amis,

Vous insistez pour que je réponde à votre enquête. Je le fais, pour vous prouver ma sympathie, — bien que je sois pressé par mes tâches. Vous excuserez la hâte des réflexions que je jette en courant. Vous excuserez aussi la verdeur de certaines de mes expressions. Je suis homme et je parle à des hommes. Parlons franc, et ne mâchons pas les mots!

Vous m'avez demandé quels sont les devoirs des jeunes hommes de Suisse envers leur nation et envers l'humanité. — Commençons par le commencement! Permettez-moi de parler d'abord des premiers devoirs de tous: les devoirs envers soi-même!

Il semble qu'une fausse pudeur empêche de les envisager d'abord. Cependant, tout le reste en dépend. Car si le moi est vicié ou appauvri, à sa source, tout ce qu'il baigne, tout ce qu'il touche, tous ses actes seront marqués de ce vice originaire, ou de cette débilité.

Quels sont donc les devoirs des jeunes hommes envers eux-mêmes?

Ils sont simples, ils sont clairs. Vos camarades, qui à regret ne s'intéressent à rien tant qu'au sport, n'ont qu'à s'inspirer des deux vertus impératives, qui sont l'honneur du sport. L'une est le courage; et l'autre est la loyauté. Il s'agit d'être digne de son équipe, et digne du rôle qui vous y est assigné. Si vous manquez à l'une ou à l'autre, par faiblesse de coeur ou par incapacité, vous encourez le dédain, si ce n'est le mépris.

C'est juste.

Eh bien, ces deux devoirs cardinaux, ils sont à la base de toute activité humaine. Selon la forme de cette activité, — (c'est à dire, selon la tâche de vie qui est assignée à chaque homme, et à chaque âge) — ces deux devoirs prennent des formes diverses, sans que leur essence en soit altérée.

Jeunes hommes des Universités, vous avez une tâche assignée, qui comporte une activité propre et privilégiée. Elle est, pendant vos années d'Ecoles, d'exercer et d'armer votre esprit, pour le reste de la vie. Manquer à cette tâche serait une sottise, puisque le reste de votre vie en souffrirait. Ce serait aussi un lâche abus de vos privilèges. Jeunes bourgeois, qui avez les moyens et les loisirs de vous instruire, si vous n'en profitez point, laissez votre place à d'autres plus dignes de la remplir! Ce serait un temps et un argent volés à des fils d'ouvriers et de paysans pauvres, qui sauraient mieux les employer.

Il y a une trentaine d'années, me promenant dans les rues de Zürich, avec Gabriele d'Annunzio, nous entrâmes chez un antiquaire, et, sur un vieux manuscrit, nous déchiffrâmes cette devise en latin:

Ignavia est pacere, dum possis surgere.

(Je la traduis librement: „C'est lâcheté de rester vautré, tant que tu peux te lever et marcher“.)

Jeunes hommes de la génération des sports, vous devez être les premiers à revendiquer la mâle énergie de ces mots. C'est la devise de tout homme, qui n'est pas un vil couillon.

Chassez donc de vos rangs les „pacentes“, les „ignavos“, les porcs à l'engrais, — et voyez avec moi quel champs est ouvert à votre activité, et, dans les limites fixées, quelles sont les règles du jeu!

Le sport, ici, est l'esprit. — Rappelez-vous les deux vertues cardinales: **Courage, Loyauté!**

* * *

Le **Courage**, pour l'esprit, c'est de l'assouplir âprement, par un rude exercice, afin d'être digne de l'équipe, et de placer la balle — c'est à dire de comprendre — de comprendre le plus clairement et le plus exactement le monde et les forces qui le peuplent: les idées et les faits, les expériences du passé, les expériences du présent, la science vivante. Le **Courage**, pour l'esprit, c'est de ne pas reculer devant la peine de l'esprit.

La **Loyauté**, pour l'esprit, c'est de ne pas reculer devant la vérité, de la vouloir, de la chercher à tout prix, de mépriser les demisolutions commodes et complaisantes, le mensonge avilissant.

Oser vouloir connaître, comprendre, juger et décider par soi-même. Oser penser par soi-même. Oser être un homme.

Etudiants de la Suisse, vous serez jetés demain dans le torrent formidable de l'action, qui emporte les peuples de l'Europe. Serez-vous prêts? Il vous faut être équipés, des pieds à la tête. Les muscles ne suffisent point, sur le ring des peuples d'aujourd'hui. Toutes les ressources de l'esprit et des sens ne sont pas de trop pour affronter la mêlée, où se joue votre sort, celui des vôtres et de votre postérité. Il vous faut non seulement être armés des résultats de la science, mais posséder une intelligence ferme et lucide qui sache voir et choisir dans le chaos des événements. Comptez-vous vous en remettre paresseusement au hasard et au gré du petit nombre d'hommes, à qui vous abandonnez le monopole des affaires publiques? Ainsi ont fait, en tous les pays, vos aînés. Le résultat, vous le voyez: — le honteux gâchis de l'Europe, la ruine de la fortune publique dans presque tous les Etats, vaincus ou vainqueurs (faux vainqueurs, tous vaincus), la décadence du prestige Européen, le poids d'une dette énorme écrasant l'avenir, un inextricable noeud de discordes et de guerres dans l'oeuf, qui achèveront à terme bref la destruction de l'Occident... Est-ce le moment de faire les „jemenfichistes“, ou les dilettants?

Je ne sais pas s'il est exact, comme on a voulu me le faire croire, que la jeunesse suisse se montre indifférent aux intérêts publics. Je ne veux pas le croire. Mais s'il en était ainsi, je dois vous avertir que vous feriez exception, aujourd'hui en Europe, et qu'il n'y aurait pas lieu de vous en glorifier. La jeunesse française, la jeunesse allemande, la jeunesse italienne, que je connais bien, (sans parler des autres) ne sont rien moins qu'indifférentes. Elles se passionnent ardemment pour des causes sociales, nationales, ou religieuses. Le dilettantisme, l'indifférence n'est plus à la mode. Et si vous en êtes encore là, vous êtes en retard, d'une dizaine d'années.

Ne vous imaginez pas que vous pouvez vous permettre ce luxe, parce que la Suisse jouit d'une situation privilégiée! Cette situation privilégiée ne durera pas toujours — ne durera pas longtemps. Il est absolument certain que le retour d'un conflit pareil à celui de 1914 entraînerait, cette fois, la Suisse — „n o l e n t e m, v o l e n t e m“ — dans l'ouragan. La neutralité a vécu.

Et moi, qui ai faussement été traité de neutre, parce que je me suis placé „a u - d e s s u s d e l a m ê l é e“ des nations, — qui ne voit que j'ai plus combattu que quiconque, et que je n'ai fait que préférer à une mêlée une autre plus vaste et (à mon sens) plus féconde!

Que vous le vouliez ou non, vous serez donc arrachés à votre quiétude par le torrent débordé. C'est à vous de voir s'il vous plaît d'y jouer le rôle passif de soliveaux, que le courant entraîne, — ou de barques solides et bien gouvernées, qui vont contre vents et marées. Vous qui prétendez aimer l'action vigoureuse, votre choix ne devrait pas être douteux.

Bandez donc tous les ressorts de votre énergie: corps et esprit! Et, profitant des loisirs qui vous sont faits pendant ces années d'études et de paix, groupez-vous pour discuter ensemble dans quel sens votre action doit être dirigée.

* * *

De vos décisions, je n'ai pas à préjuger. Il faut qu'elles soient l'expression libre et vraie de votre nature propre et de vos réflexions. Peu m'importe qu'elles soient conformes ou opposées à mes pensées à moi! Je ne vous apporte pas de réponse toute faite aux questions qui se posent aujourd'hui. Cette réponse, c'est vous, et vous seuls, qui devez vous la donner. Mais je dois vous mettre en face des grandes questions posées.

La plus impérieuse, celle que chaque peuple du monde trouve aujourd'hui sur son chemin, comme une question du Sphinx, qu'il faut absolument résoudre, (ou il faut succomber), — c'est celle de l'équilibre à établir entre les forces de tradition et les forces de renouvellement, — entre la nation et la supra-nation. Entendez-moi bien! Il ne s'agit plus maintenant d'une dispute de rhétorique entre deux idéaux intellectuels. Ce sont des idées-forces, des idées-intérêts, qui se heurtent rudement, et qui, si elles ne réussissent à s'harmoniser au plus tôt, se détruiront mutuellement, et nous tous avec elles.

De même que l'individu le plus indépendant ne peut s'isoler, dans l'action, du groupe auquel il est, du fait non de son choix mais de sa naissance, bon gré, mal gré, agrégé, — les nations

d'aujourd'hui, mêmes les plus orgueilleuses, les plus sûres de leur force, sont interdépendantes, matériellement et moralement; nulle économie nationale n'est viable, scindée de l'ensemble de l'organisme, qui n'est plus aujourd'hui seulement Européen, mais mondial. Ce sont ces rapports d'interdépendance qu'il vous faut étudier. Il y a là un équilibre nouveau qui s'essaie; il ne s'établira point, sans une quantité d'expériences, dont quelques unes seront probablement catastrophales. (De même qu'aux temps de l'ars nova, de l'architecture gothique, plus d'une voûte s'écroula, avant qu'on arrivât à la juste balance des poussées opposées). Mais puisque la vie du monde, au point de l'évolution où elle est arrivée, ne peut plus se passer de cet équilibre, nous devons tous appliquer à sa recherche le meilleur de notre énergie.

Vous, Suisses, vous avez, dans cette recherche, une situation propre et favorisée. Votre organisme politique est déjà un premier essai, précoce et hardi, de cet équilibre social. Vous êtes une nation faite des sacrifices mutuels et de l'harmonie consentie de plusieurs nations. Vous devriez donc avoir, vis-à-vis du grand problème d'aujourd'hui, un rôle de premier plan, — celui d'avant-coureurs et de guides exercés.

Il est fort regrettable qu'il n'en soit pas ainsi. Vous assistez à cette prodigieuse expérience, sans y prendre part vous-mêmes, activement. C'est chez vous que fait ses premiers pas la Société des Nations: — cette organisation officielle, que je suis loin de surestimer, car elle représente les intérêts des gouvernements, (non pas même de tous, mais de quelques puissantes constellations politiques), nullement ceux des peuples, parce que les peuples, comme vous, passifs, abdiquent aux mains de leurs hommes d'affaires. — Mais enfin, si imparfaite qu'elle soit, et si entachée de compromis d'affaires et de *combinazioni*, cette Société des Nations est un essai mémorable de ces formes nouvelles, qui s'imposent à tous les Etats, même à ceux qui y sont, secrètement, hostiles. (Il en est, dans le Conseil même de la Société des Nations). — La Suisse a le grand honneur d'avoir été choisie pour siège de cette expérience. Mais n'en est-elle pas seulement le Palace-Hôtel? Et s'il en est ainsi, n'est-ce pas votre faute, jeunes hommes qui vous en désintéressez? Tandis que vous jouez sur le stade, vous ne voyez pas que le monde entier est un immense

stade, et que, si vous n'y avisez point, vous serez, dans le match, non les joueurs, mais la balle!

Je m'en tiens à ces avertissements, pour aujourd'hui. Acceptez-les, comme je vous les offre, — fraternellement! S'ils ne sont pas „confortables“, tant mieux! Je suis un semeur d'inquiétude. L'inquiétude, éveilleuse d'énergie. L'inquiétude, qui tue le lâche sommeil vautré.....

„Ignavia est pacere.....

votre

Romain Rolland.

VII.

Die Fragestellung scheint mir im Prinzip verkehrt, weil sie von der Auffassung ausgeht, national und international seien zwei auf gleicher Linie stehende Begriffe, die wesentliche Gegensätze darstellten. Der Begriff national ist aber, meiner Ansicht nach, dem Begriff international untergeordnet. Es sind Einheiten verschieden hoher Ordnung für den Grundbegriff der Gemeinschaft im Gegensatz zum Einzelnen. Das Ziel, der Sinn der hinter dieser Fragestellung liegen sollte, der kann nur unter dem weiteren Gesichtswinkel der menschlichen Gemeinschaft, der Gesamtheit im Gegensatz zum Einzelmenschen erfasst werden. Für den praktischen Weg zu diesem Ziel zu finden, die Ausführung der Pflichten gegenüber der Gemeinschaft, da müssen wir dann von den verschiedenen Einheiten, den verschiedenen Formen der Gemeinschaft ausgehen, und zwar von der kleinsten bis zur grössten, also nicht nur von der Nation aus, sondern auch von niederern Einheiten, z. B. der Familie. Aber das Ziel, das liegt nicht in einer dieser niederern oder höheren Einheiten, sondern nur in dem allen gemeinsamen Merkmal der Allgemeinheit als Gegensatz zum Einzelnen. Und an diesen Grundbegriff, als treibende Kraft, möchte ich mich halten, um zu zeigen, wie er sich in den einzelnen Formen der Gemeinschaft, in diesem Fall speziell der Nation, auszuwirken hat.

Die Studierenden sind in mancher Beziehung die Privilegierten der menschlichen Gemeinschaft. Sie können einen viel grösseren Teil ihres Lebens den geistigen Interessen, der eigenen Ausbildung widmen. Umsomehr kann aber die Allgemeinheit Forde-

rungen an sie stellen, Forderungen, die sich aus ihrer Arbeit und ihrer späteren Stellung ergeben. Sie erhalten eine gründlichere intellektuelle Ausbildung, die sie zu grösserem Verständnis der geistigen Werte führen sollte. Daher darf auch von ihnen verlangt werden, dass sie jetzt und im spätern Leben diese Werte besonders hoch halten und ihnen auf allen Gebieten zum Durchbruch zu verhelfen suchen, d. h. sich zu geistigen Führern heranbilden. Unter geistigen Werten verstehe ich natürlich nicht intellectualistische Spielerei, überästhetisches, raffiniert-spitzfindiges Wesen, sondern ethische und sittliche Höhe, die erreicht wird durch intensives Studium der grossen Linien des Geschehens, von Entwicklung und Untergang in der Natur und in der menschlichen Gedankenwelt. Wenn der Student sich zu dem entwickeln will, was sein Volk später von ihm verlangt, zum Führertum, zum grosszügigen Menschen, der sich über alle Kleinlichkeiten hinwegsetzen kann, dann muss er eben durch dieses Studium auch zur richtigen Einstellung kommen, d. h. zu einem unerschütterlichen Glauben an sein Ziel, zu einer tiefen Überzeugung von der Kraft des Guten. Aber dazu braucht es einen starken, tief wurzelnden Idealismus, eine positive Welt- und Lebens-Bejahung. Wie mancher junge Mensch ist innerlich schon ein Greis. Wenn er das Wort Idealismus hört, fährt ein spöttisch-skeptisches Lächeln um seinen Mund: „Es ist veraltet Idealist zu sein. Man hört so manches von der allgemeinen Schlechtigkeit der Menschen und dass doch letzten Endes alles nichts nützt.“ Gewiss, es ist viel leichter und bequemer, einigen älteren Leuten, die schlechte Erfahrungen gemacht haben, nachzureden, als selbst Hand anzulegen, seine eigene Kraft zu erproben. Aber was soll denn das einmal für Männer und Frauen geben, wenn die in ihrer Jugend schon so die Lebensmüden spielen? Gewiss keine geistigen Führer ihres Volkes!

Die praktischen Folgen der Pflicht zur Führerausbildung sehe ich in Folgendem: In erster Linie muss der Student an seiner allgemeinen Weiterbildung arbeiten. Er soll sich nicht von allem, was ausserhalb von seinem Studienfach liegt, absondern, vielmehr auch Interesse aufbringen für andere Gebiete, besonders für das praktische Leben. Dazu käme zum kleineren Teil auch der Besuch von sogenannten „Freifächerkollegs“ über aktuelle Fragen.

Wenn der Student zum Führer werden will, muss er auch

unbedingt mehr Interesse zeigen für die grossen geistigen Strömungen der Gegenwart, wie sie sich z. B. in der Politik zeigen. Die politische Ausbildung braucht gar nicht unbedingt Kleinarbeit in einer politischen Partei zu sein. Es handelt sich in erster Linie darum, die verschiedenen politischen Strömungen gründlich kennen zu lernen. Zeitungen müssen gelesen werden und zwar Zeitungen verschiedener Richtungen, denn die Beurteilung irgendwelcher politischer Dinge, ohne einander ganz entgegengesetzte Meinungen darüber gelesen zu haben, ist des kritischen Sinnes eines Studenten oder einer Studentin entschieden unwürdig. Und in Bezug auf Politik sollte der angehende Wissenschaftler nie vergessen, dass es letzten Endes das Volk ist, das die finanzielle Erhaltung der Wissenschaft ermöglicht. Dieses Volk hat darum aber auch ganz entschieden das Recht, zu verlangen, dass die, für die es Opfer bringt, nicht zu seinen Gegnern werden, zu reaktionären Bekämpfern seiner Rechte, nicht nur seiner politischen, sondern ebenso sehr seiner wirtschaftlichen Rechte. Dass diese nicht nur für den eigenen Gelderwerb Interesse haben, sondern auch dafür, dass die vom Schicksal am wenigsten Begünstigten ein menschenwürdiges Dasein führen können. Dass nicht der Student, der im Durchschnitt ein sorgloses Leben führt, sich dazu hergibt, eine Weltordnung zu stürzen, die als natürliche Folge dazu führt, dass das Leben Tausender in Not und Sorge erstickt wird.

Eine andere geistige Strömung geht durch unsere Zeit: vor 1914 würde wohl der eine oder andere noch eine Lobhymne auf Schlachten und irgendwelche erhebenden Gefühle kriegerischer Begeisterung angestimmt haben. Jetzt haben wir aber alle mehr oder weniger von den Folgen des Krieges gesehen. Es wird sich kaum jemand von uns für die Wünschbarkeit weiterer Kriege aussprechen. Und trotzdem, wie wenig Interesse hat der Studierende meist für alles, was zur Verhütung neuer Kriege getan wird. Wer geistiger Führer sein will, muss an die Macht geistiger Kräfte, an den Sieg geistiger Waffen glauben. Und gerade hier sollten Student und fertiger Akademiker sich an ihre Bestimmung erinnern. Keine verrücktere Sache für einen denkenden Menschen als die brutale Gewalt, wie sie besonders im Krieg und dem dazu erziehenden Militär zu Tage tritt. Da wäre es Sache des Studenten, mit allen Mitteln gegen Krieg und Militär anzukämpfen, im Zu-

sammenschluss mit allen, die zu dieser Einsicht gekommen sind, das Prinzip der Brutalität mit geistigen Waffen niederzuringen.

Eine weniger geistige Strömung, der Sport, spielt im Leben der Gemeinschaft nachgerade eine so grosse Rolle, dass auch da der Studierende Pflichten der Allgemeinheit gegenüber hat. Ob der Sport richtig oder falsch betrieben oder gewertet wird, ist für ein ganzes Volk von grosser Bedeutung. Falsch verstandener Sport führt zu Brutalität und Roheit, verdirbt Gesundheit und Gemeinschaft. Richtig verstandener Sport ist eine der schönsten Formen der Erholung, ein nützliches Gegengewicht zur Kopfarbeit, eine notwendige Pflege des Körpers und einer der besten Wege zu schöner Freundschaft und Kameradschaft. Hier hat der Student der Allgemeinheit gegenüber die Pflicht, sich selbst gesundheitlich zu fördern, vom rassenbiologischen Standpunkt aus. Dann aber hat er auch die Pflicht, der richtigen Auffassung des Sportes zum Durchbruch zu verhelfen, sich zum Führer zu einfacher und gesunder Lebensart zu bilden. Nicht die Meisterschaften sind die Hauptsache, sondern das „fair play“, die kräftige Bewegung im Freien, die Freude an der Natur.

Vielleicht wendet jemand ein, dass, wenn die Studierenden alle sich zu Führern ausbilden wollten, ein grosser Führerüberfluss entstehen würde. Da sind wir noch weit davon entfernt, denn zu Führern, die grosse Bewegungen auslösen und wirklich imposante Massen mitreissen, eignen sich nur sehr wenig Menschen. Das Führertum aber, das überall fehlt, besteht darin, dass man in seiner Umgebung zur treibenden Kraft, zu einem Zentrum wird, das Geist und Tat verbindet und so überall den geistigen Werten zum Siege verhilft.

In jeder einzelnen Form der Gemeinschaft, so auch in seiner Nation, seinem Vaterland, hat der Student die Pflicht, die ihm ermöglichte gründlichere geistige Ausbildung dazu zu verwenden, dass in der ganzen menschlichen Gemeinschaft die geistigen Mittel, die seelischen Kräfte zum ausschlaggebenden Moment werden.

Marthe Schwarzenbach, phil. II.

VIII.

„Hat ein Student nationale Pflichten? Ist er als Jünger der Wissenschaft nicht über alles Nationale erhaben, dient er nicht einer Sache, die über die Grenzen der Nationen weit hinaus reicht, der Wissenschaft, die eine internationale Geltung hat, und die ganze Welt umspannt ohne Rücksicht auf die einzelnen Nationen? Soll da der Wissenschaftler noch Pflichten gegenüber der Nation haben, er, der doch einer Sache dient, die der ganzen Menschheit zugute kommen soll. Werden seine Pflichten im Suchen und Fördern der Wissenschaft nicht erschöpft und besteht seine Pflicht nicht gerade darin, durch das Fördern der Wissenschaft der ganzen Menschheit geistige Güter zu vermitteln und ihr zu zeigen, dass alle das gleiche Ziel verfolgen, dass es nicht Interessen der Nationen und nicht Pflichten gegenüber den Nationen, sondern nur Interessen der Allgemeinheit und Pflichten gegenüber der Menschheit gebe?“

So frug mich ein „Idealist“, und als ich ihn darauf wieder frug, ob er Privatgelehrter geben wolle, gab er mir zur Antwort „Nein, Advokat, denn beim andern ist nichts zu verdienen.“ Und aus den Wolken seines Idealismus fiel er herunter und entpuppte sich als banaler Realist. Und so sind wir alle, oder studieren wir einzig aus dem Grunde, der Wissenschaft zu dienen, oder nicht vielmehr deshalb, um mit unseren Kenntnissen einen Beruf zu ergreifen, der unseren Neigungen entspricht und uns ein sicheres Einkommen bringt? Ich gebe zu, dass dies banaler tönt als die Worte unsres „Idealisten“, aber wenn wir offen sein wollen, so müssen wir doch zugeben, dass es so ist, denn wir sind Realisten und Egoisten wie die andern Menschen auch, und wenn auch bisweilen einer als Idealist auftritt, so ist es doch meist nur eine Schale, die einen recht realen Kern verdeckt, man redet vom allgemeinen Frieden auf Erden und studiert Jurisprudenz, um sich als Advokat vom Streite der andern seinen Lebensunterhalt zu verdienen.

Gestehen wir es aber ein, dass wir Realisten und Egoisten sind, wenn es dem einen oder andern vielleicht auch schwer fällt, so müssen wir auch mit den Realitäten des Lebens rechnen und nicht Phrasen über Weltverbesserung und Weltideale machen, die

zwar schön klingen, aber an den Realitäten des Lebens scheitern, wie die allgemeine Völkerversöhnung an dem ständigen Sitz im Völkerbundsrat gescheitert ist.

Wir sind nun einmal Egoisten und verfolgen alle unsere eigenen Ziele, aber der Egoismus hat seine natürlichen Grenzen, wie die Freiheit, denn wenn jeder nur seine Ziele verfolgen und seine Freiheit restlos ausüben wollte, so würde jeder dem andern die Freiheit rauben und keiner wäre wirklich frei, jeder würde in der Erreichung seiner Ziele durch den andern verhindert und deshalb bedarf es im Interesse jedes Einzelnen eines Zusammenschlusses und einer Vereinbarung, die jeden in der Ausübung seiner Ziele schützt, soweit sie nicht diejenigen der Allgemeinheit vereiteln. So kommen wir notwendiger Weise zur Anerkennung des Staates und unser eigener Egoismus führt uns dazu, den Staat und alles Staatserhaltende zu unterstützen.

Dies gab mir schliesslich auch mein Idealist zu, weniger weil er von seinem Egoismus, als von demjenigen der andern überzeugt war. „Aber“, meinte er, „weshalb muss diese Ordnung von einem Staate ausgehen, der sich als Nation bewusst in den Gegensatz zu andern Staaten setzt, warum kann die Menschheit nicht von einer Weltordnung geleitet werden und ein Überstaat die Einzelinteressen der Privaten wahren, ohne dass es des Zwischengliedes der Nation bedarf. Weshalb müssen wir, um die Ordnung aufrecht zu erhalten, einzelne Staaten bilden, die sich gegenseitig wieder bekämpfen, so dass die Vorteile der innern Ordnung durch die Nachteile, die die äussern Streitigkeiten mit sich bringen, total aufgehoben werden? Ist es nicht das erstrebenswertere Ziel, einen Einheitsstaat zu bilden, der die Unterschiede der Nationen aufhebt? Müssen wir deshalb nicht danach streben, dieses Ideal zu erreichen und alles, was die einzelnen Staaten erhält, beseitigen, um diesen Einheitsstaat aller Völker zu verwirklichen, kommen wir so nicht dazu, die nationalen Pflichten zu verneinen, um das höhere Ziel zu erreichen?“

Ich muss diesen Idealismus bewundern, denn er ist schön, aber leider weltfremd, denn er verkennt eines unserer besten Güter, den Individualismus. Denn so wie jeder Mensch seine persönlichen Fähigkeiten und Eigenschaften hat, die ihn zu seiner Persönlichkeit stempeln, so hat jede Nation ihre ganz bestimm-

ten Vorzüge und Eigenschaften, ihre Individualität. Es ist etwas ganz Natürliches und Selbstverständliches, dass sich die Menschen gleicher Rasse und Gesinnung zu Nationen zusammenschliessen. Deren Vernichtung durch einen Einheitsstaat müsste die gleichen Folgen zeitigen wie der Kommunismus, denn wie dieser durch das Prinzip des Güterausgleiches die Persönlichkeiten vernichtet, Menschen schafft, deren Initiative und Tatkraft deshalb fehlt, weil sie die Früchte ihrer Arbeit nicht geniessen können, so würde ein Überstaat, der die Nationen vernichtet, eine Verflachung und Schwächung aller Völker zur Folge haben. So wie die Privaten, so sollen sich auch die Nationen auswirken können, die Initiative und der Tatendrang der Privaten und der Nationen sollen nicht gehemmt werden und es ist im Interesse der Welt, dass durch die Konkurrenz von Privaten oder Nationen diese gegenseitig angespornt werden und sich zu überbieten suchen. Das muss aber nicht notwendiger Weise zum Kriege führen, sowenig die Konkurrenz zweier Kaufleute zum Duell führen muss, und so wie dieses durch Gesetz eingedämmt werden kann, wird auch der Krieg eingedämmt werden können; ob er ganz abgeschafft werden kann, darüber kann nur die Geschichte entscheiden. Aber eines ist klar, der Krieg kann nicht durch die Vernichtung der Nationen abgeschafft werden, sowenig wie der Wirtschaftskampf durch den Kommunismus beseitigt wird, weil solche Eingriffe den natürlichen Gang der Dinge zu hemmen versuchen und deshalb auf die Dauer nicht bestehen können.

Dies sollten wir Studenten einsehen, wir sollten die Notwendigkeit unserer Staaten erkennen, denn wir, die wir uns einbilden, später die Führer eines Volkes zu sein, sollten mit beiden Füßen auf dem Boden der Wirklichkeit stehen und mit offenen Augen die Realitäten des Lebens würdigen und nicht glauben, dass es unser Privileg sei, die Augen zu schliessen und von einem Zukunftsideal zu träumen, um sich so den Pflichten der Gegenwart zu entziehen.

Deshalb glaube ich, dass der Student nationale Pflichten hat, ja dass er sogar in erhöhtem Masse nationale Pflichten hat, als andere, weil er im Stande ist, die Notwendigkeit eines Staates zu erkennen, er sollte daher dannach trachten, dem Staate nütz-

lich zu sein, er sollte sich nicht begnügen, die allgemeinen staatsbürgerlichen Pflichten zu erfüllen, sondern sollte ein Wirkungsfeld suchen, wo er kraft seiner höheren Bildung berufen ist, mehr zu leisten als andere und als Führer aufzutreten.

Doch wenn wir uns nach einem solchen Wirkungsfeld umsehen, kommen wir etwas in Verlegenheit, denn niemand wird es einem Studenten etwa zumuten wollen, dass er als Volksredner auftritt und sich aktiv an Wahlpropaganden beteiligt oder sich womöglich gar in eine Behörde wählen lässt. Solche Pflichten wird man dem Studenten nicht auferlegen können. Aber wo bietet sich denn sonst eine Gelegenheit, den Staat und seine staats-erhaltenden Institutionen zu unterstützen? Ich kenne nur ein Wirkungsfeld, wo der Student höhere Pflichten auf sich nehmen kann, wo er mehr leisten kann als der Durchschnittsmensch, wo er positiv wirken und sich zum Führer aufschwingen kann, das ist unser Heer.

Wie ich dieses Wort niederschreibe, höre ich auch schon die Stimme unseres Idealisten sich erheben: Wie kann ein vernünftig denkender Mensch heute nach all den Schrecken des Krieges überhaupt noch ein Wort zu Gunsten des Heeres sprechen, wo es doch gerade die grossen Heere der Mächte waren, die uns in den Krieg gestürzt haben, wie kann man heute noch vom Heere sprechen, wo doch der Völkerbund, Locarno, unsre Schiedsverträge existieren. Heute gibt es nur eines, die Abschaffung der Heere, auf dass kein Staat mehr in die Versuchung kommt, seine Stärke zu erproben, und gerade die Akademiker müssen es sein, die diese Botschaft der Welt verkünden, denn sie sind im Stande, die Folgen von mächtigen Rüstungen zu erkennen, Macht ist böse, und wehe dem Akademiker, der selbst positiv dazu beiträgt, die militärische Macht zu verstärken!

Gewiss hat es viel Wahres in diesen Worten, und ein vernünftig denkender Mensch wird heute nicht mehr ein Wort zugunsten eines Krieges sprechen können, aber hier wird auch gar nicht vom Kriege gesprochen, sondern nur von unserem Heer, und dass dieses nicht den Krieg will, sondern nur diesen von unsern Grenzen abhalten, sollte doch nachgerade jeder wissen. Wenn ich auch selbst keinen Einbruchsdiebstahl begehen würde, so werde ich mich doch vor einem solchen schützen, indem ich

mein Haus verschliesse, denn aus meiner friedlichen Gesinnung kann ich noch nicht auf die friedlichen Gesinnungen der andern schliessen. Und so wie ich mich mit dem Türschloss vor dem Einbrecher schütze, so schützt unsere Armee uns vor einem Krieg; wer glaubt, dass wir den Krieg dadurch aus der Welt schaffen können, dass wir, um ein gutes Beispiel zu geben, unsere Armee abschaffen, der gleicht dem Optimisten, der, um den Einbruch zu verunmöglichen, seine Haustüre offen lässt, obwohl er im Zentrum der Stadt wohnt. Zwar verunmöglicht er dadurch einen Einbruch, wird aber umso sicherer ein Opfer des Diebstahls, und so kann es auch einem Staate gehen. Wer glaubt, dass die internationalen Verträge genügen, um Anektionen auszuschliessen, wird die gleichen Erfahrungen machen wie der, der im Vertrauen auf das Strafrecht sein Eigentum nicht sichert. Das Recht schützt zwar die Interessen des bestohlenen Optimisten, aber sicherer geht er, wenn er die Türe verschliesst. — Gewiss müssen wir Mittel und Wege finden, um den Krieg aus der Welt zu schaffen, wer aber glaubt, dass dies durch die Abschaffung der Heere erreicht wird, zeigt, dass er noch immer in den Wolken des Idealismus schwebt, statt zu den Realitäten des Lebens Stellung zu nehmen. Ein jeder Staat wünscht seine Sicherheit wie jeder Private, und so wenig wie der Private auf sein Türschloss verzichtet, wird ein Staat auf seine Armee verzichten wollen. Die „Abrüstung“ wird deshalb nicht durch eine Abschaffung der Armeen erreicht werden können, sondern in einer anderen Verwendung der Heere. Wenn einmal alle Staaten auf unserem Standpunkte stehen und ihre Armeen nur zur nationalen Verteidigung bestimmt haben, dann ist in der Welt abgerüstet, deshalb haben wir bereits abgerüstet und sind bereits mit dem guten Beispiel vorangegangen, und dass unsere Armee keine Berechtigung habe, kann deshalb heute nur von Leuten behauptet werden, die unfähig sind, mit Realitäten zu rechnen, oder aber die unter dem Schein des Idealismus recht reale Hintergedanken zu verbergen suchen.

Ich bin vielleicht etwas abgekommen, aber es schien mir notwendig, dass heute, wo die Gegner unseres Staates das Ideal der Abrüstung vorschützen, um den Staat seiner Kraft zu berauben, auf die Pflicht des schweizerischen Studenten, der auf dem Boden des Staates steht, hinzuweisen, gegen solche Machenschaf-

ten Stellung zu nehmen, und nicht aus einem vermeintlichen Idealismus heraus zur Schwächung unseres Staates beizutragen, um so Leuten, die weit weniger ideale Ziele verfolgen, ihre Arbeit zu erleichtern.

Ich halte es deshalb als die nationale Pflicht des schweizerischen Studenten, unseren Staat dadurch vor äussern und innern Gefahren zu schützen, dass wir uns unserer Heerkraft zur Verfügung stellen, und nicht nur das unumgängliche Obligatorium absolvieren, sondern das Opfer an Zeit bringen, um einen unserer civilen Stellung entsprechenden Grad zu bekleiden, so dass der Akademiker im Heer wie im Beruf als der wahre Führer unseres Volkes auftreten kann, der es in Friedenszeiten zur Arbeit, in Kriegszeiten aber an die Grenze führt, um es so vor Armut und Kriegsnot zu bewahren.

Max Iklé, iur.

KLEINE BEITRÄGE.

Ein Jubiläum.

Zu Anfang dieses Monats hat ein dreister Wildfang, den wir alle kennen und lieben, sein drittes Dezenium vollendet: Der „Simplizissimus“. Am 4. April 1896 flatterte aus der blauweissen Bayernstadt seine erste Nummer in die Welt. Aus Wort und Bild wehte ein frischer Wind, den aber Staatsanwalt und Halleluia-Bürger nicht gern ertrugen. Doch er gedieh zusehends und war bald überall, wo überlegener Witz und geniesserischer, an romantischem Esprit geschulter Geschmack wohlgelitten war, — bis 1914 auch diesen gesunden Burschen, wie Foerster, Hauptmann, Ludwig Thoma und viele andere, das Fieber der Kriegspsychose packte, und er seinen alten Kampf aufgab. Doch der „Simpel“ fand sich wieder zurecht und ist heute als Dreissigjähriger literarisch und illustrativ in bester Form, und ist wieder das freie, impertinente Witzblatt wie ehemals. Möge er noch einmal „schier dreissig Jahre“ sein Unwesen treiben! H.

Neue Bücher.

Es gibt Bücher, die von der ersten Zeile an fröhliche Zustimmung finden und unter scheinbarer Mehrung von Wissensgut den Nutzen oder Schaden stiften, vorhandene Meinung zu kräftigen und zu konservieren. Und es gibt andere, die den Widerspruch wie eine grelle Fahne wehen lassen, beim Lesen dreimal zugeklappt, mit einem Fluch endlich weggelegt werden und doch im diebessicheren Schubfach der Gesinnungen eine kleine Sprengpatrone zurücklassen. Wem vor solcher Konsequenz nicht bangt, dem sei „Sir Galahad's Idiotenführer durch die russische Literatur“ empfohlen (bei Langen, 1926). Das ist ein schmales Bändchen von höchst ansehnlicher Stechkraft, nicht etwa eine Travestie, zu welcher Annahme der Titel verleiten könnte, sondern eine glänzend gerittene Attacke gegen die russische Literatur von Puschkin bis Gorki, gegen russisches Wesen von Rurik bis Lenin, gegen die Vergot-

tung Tolstois und Dostojewskis ausserhalb Russlands.

Eine Analyse dieses Buches, die naturgemäss alle Einwände umfassen muss, soll hier nicht versucht werden. Nur soviel: hier kämpft ein leidenschaftlich abendländischer Kopf mit Pathos und Witz dagegen, dass man von russischen Literaturdingen immer nur „mit Ehrfurcht“, immer nur mit verdrehten Augen sprechen soll. Er untersucht mit unerbittlicher Präzision den russischen Geist und fragt, ob es berechtigt sei, ihm auch nur eine unserer alten und neuen Positionen zu opfern. Russland, das ist des Buches bewegender Einfall, Russland, das ist nicht Schicksal, Religion, Gestalt, das ist das Dahindösen einer amorphen Masse, mit dumpfem Körperleben und ungespültem seelischen Sein. Russland, das bedeutet Entwicklungslosigkeit, Profillosigkeit, tausendjährige Stupidität, verbrämt mit Weltherrschaft — und Welterlösungs träumen. Da die Individualgesichter fehlen, pöppelt man die Not zur Tugend. Von den frühesten Literaturanfängen an rückt der Dummkopf, der Untermenschliche, der „Idiot“ zur Mittelpunktfigur. Der geistig Gerade gewachsene wird zum Sünder, dem Kretin gehört nicht nur das Himmelreich, schon auf Erden umwittert ihn Auserwähltheit, und sich vor ihm zu demütigen, wird eine Art Nationalreligion: „Mit der Inthronisierung des Idiotenideals in der russischen Literatur aber beginnt nun die Welthetze gegen den vornehmen Menschen und die Vornehmheit als Qualität.“ Minderwertigkeit als Weltgesetz, das ist der letzte Sinn des Panslavismus, ist das tiefste Prinzip des Bolschewismus mit seinem Ritus des „Kollektivmenschen“.

Das, was hier flüchtig angedeutet, schreibt Sir Galahad mit unerhört spitzer Feder nieder und mit der weissglühenden Gehässigkeit des ge-

borenen Pamphletisten. Es gibt da keine freundlichen Konzessiönchen, sondern nur eine alles ekrasierende Besessenheit für die Idee. Man kann sagen, der Hass sei kein Masstab, man kann sich aus der Entrüstung in den Spott flüchten. Gut. Aber ein Stachel bleibt doch. Das Problem sieht . . . anders aus als vorher. Das Russenevangelium ist nicht mehr unantastbar. Gottlob, die Kritik hat begonnen. H.

Prof. Dr. med. Th. Wyder †.

Am 3. Dezember 1853 in Zürich geboren, besuchte Th. Wyder, nach Absolvierung des Gymnasiums in Schaffhausen, als Student der Medizin von 1873 bis 1878 die Universitäten Tübingen, Zürich und Strassburg. Schon als Student zeigte er grosse Vorliebe für Geburtshilfe und Gynäkologie, seinem Spezialfache, in welchem Prof. Wyder der grosse Meister und Lehrer wurde. 1878 promovierte er in Strassburg und wurde III. Assistent bei Gusserow. Noch im gleichen Jahr schloss er sein Studium mit dem Staatsexamen in Zürich ab. Nach einem kurzen Aufenthalt in Olympia als Expeditionsarzt kam Wyder nach Dresden als Assistent zu Prof. von Winkel. Für seine damalige hervorragende Assistententätigkeit erhielt Wyder das deutsche Arztdiplom geschenkt. 1882 habilitierte sich Wyder als Privatdozent an der Universität Zürich und ein Jahr später erhielt er einen Ruf an die Charité-Frauenklinik in Strassburg, wo er von 1884 bis 1888 die Stelle eines Oberarztes innehatte und sich auch an der Berliner Universität im Jahre 1884 als Privatdozent habilitierte. 1888 erhielt der erst 36jährige zwei ehrenvolle Rufe, den einen nach Dorpat und der andere nach Zürich. Wyder entschied sich für seine Vaterstadt, wo er von 1888—1920 als Direktor der Zürcher Frauenklinik und Ordinarius

für Geburtshilfe und Gynäkologie tätig war. Anlässlich seines Rücktrittes verlieh ihm der Regierungsrat in Anerkennung seiner Dienste die Würde eines Honorarprofessors.

Mit Prof. Wyder scheidet einer der letzten Altmeister der Geburtshilfe von uns. Dank der grossen Liebe zu seinem Fache, dem hohen Verantwortlichkeitsgefühl und dem unermüdlichen Eifer blieb Wyder bis zuletzt der gleiche temperamentvolle Lehrer seiner, zwei Generationen angehörenden, zahlreichen Schüler.

In ganz besonderer Weise wusste Wyder seine praktischen Erfahrungen anregend und eindringlich seinen Schülern zu übermitteln. Seine beachtenswerte lebendige Vortragskunst, immer in ihrer Art originell, lebt noch heute im Andenken seiner Schüler. Mit ganz besonderer Liebe pflegte er den praktischen geburtshilflichen Unterricht und insbesondere sein geburtshilflicher Operationskurs bleibt unvergesslich.

Zahlreich sind die wissenschaftlichen Abhandlungen aus der Feder von Wyder, welche alle grossen Gebiete der praktischen Geburtshilfe und Gynäkologie berühren. Hervorragend sind die Wyder'schen Abhandlungen durch eine mustergültige klare Darstellungskunst, klassischen Stil, voll strenger Kritik, nur auf Tatsachen basierend, jeder Theorie abhold. In seiner Art noch heute unübertroffen ist die Darstellung der operativen Geburtshilfe durch Wyder in dem grossangelegten Handbuche von v. Winkels.

Als Arzt und Klinikleiter wurde Prof. Wyder von Patienten und Schwestern mit derselben Hochachtung verehrt, dank einer vorbildlichen Fürsorge für seine Pflegebedürftigen, sowie seinem Eifer und Pflichtgefühl, das ihn nie zu Konzessionen verleitete. Aber auch als erfolgreicher Operateur war Wyder bekannt und geschätzt.

Nach seinem Rücktritte blieb der Nimmermüde nicht untätig. Wiederholt griff er nach der Feder, um in ungeschwächter temperamentvoller Weise seinen Beitrag zu leisten zur Lösung noch umstrittener Probleme.

Am offenen Grabe trauert heute um ihn eine grosse Gemeinde von Schülern und Patienten, welche den grossen Lehrer und Arzt nie vergessen werden.
B.

XI. Schweizerische Hochschulmeisterschaften.

12./13. Juni in Zürich.

An der letzten ordentlichen Sitzung der Akademischen Sportkommissionen in Bern wurde Zürich beauftragt, die XI. S. H. M. im Jahre 1926 zur Durchführung zu bringen. — Ein Komitee ist bereits seit langer Zeit daran, für eine mustergültige Organisation zu sorgen. Wir werden also dieses Jahr Gelegenheit haben, die besten akademischen Sportsleute der ganzen Schweiz in Wettkämpfen aller Art sich messen zu sehen.

Wie damals im Jahr 1922, anlässlich der Hochschultage in Zürich zu Gunsten des Sanatoriums Universitaire, sollen auch heute noch die Hochschulmeisterschaften als grosszügige Propagandaveranstaltung die Blicke aller Studierenden auf ein sehr gutes Vorbeugungsmittel gegen Krankheit — auf den Sport richten.

Der Hochschulsportgedanke, wie er vor dem Kriege aus Amerika und England übernommen wurde, stellt vor allem die Notwendigkeit der Körperkultur im Zusammenhang mit dem Studium in den Vordergrund. Der Student muss Sport treiben, um sich frisch zu erhalten; er muss den geistigen Anstrengungen, welche sein Studium erfordert, etwas Ergänzendes für den Körper beifügen. Die Gesundheit des Geistes erfordert die Gesundheit des Körpers. Diese Erkenntnis hat sich end-

lich auch bei unsern Studierenden Bahn gebrochen und das Interesse für körperliche Betätigung steigt zusehends. Es muss aber das Bestreben jedes Studierenden werden, sich körperlich auszubilden und so einen wesentlichen Bestandteil der allgemeinen Bildung und Selbsterziehung zu schaffen.

Leider fehlen bei uns in der Schweiz noch sehr oft die ausreichenden Gelegenheiten für die Durchführung der körperlichen Ausbildung, vor allem im Rahmen der Lehr- und Studienpläne der Hochschulen. Obschon bis heute noch keine einzige Hochschule in der Schweiz in dieser Hinsicht eine grosszügige Aktion unternommen hat, ist doch das stetig wachsende Verständnis der Behörden für die Sportinteressen der Studierenden hervorzuheben, wodurch es z. B. der Akademischen Sportkommission Zürich gelungen ist, das ausgezeichnete Stadion Letzigrund für zwei bis drei Tage der Woche zu pachten.

Die Hochschulmeisterschaften stellen nun im sportlichen Leben der Akademiker den Brennpunkt dar. Nicht nur einiger Bevorzugter willen, nicht um einiger neuer Hochschulrekorde wegen, erhalten die Meisterschaften ihre Bedeutung, sondern die Förderung des Hochschulsportes überhaupt ist der Zweck der Veranstaltung. Dennoch freut uns jede überragende Leistung, jeder aufgestellte Rekord, und der Sieger darf mit Recht stolz sein auf seinen Erfolg, den er für sich und zu Ehren seiner Hochschule erstritten hat, denn jeder Sieg im sportlichen Wettkampf hat strenges Training, grosse Selbstdisziplin, grosse Anstrengungen und manche Entbehrung zur Voraussetzung. Und gerade diese Faktoren sind das Ausschlaggebende in der sportlichen Betätigung, sie verleihen dem Sport den wahren Wert.

Auf dem Stadion Letzigrund werden nun am 12./13. Juni vor Vertretern der hohen Behörden die XI. Hochschulmeisterschaften zur Durchführung gelangen. Sie werden ein Fixpunkt sein, nach dem der Entwicklungsgrad des schweizerischen Hochschulsportes beurteilt und gewertet werden kann.

Dass trotz der schweren Entwicklung während der Kriegsjahre die Meisterschaften in Zürich zum elften Male ausgetragen werden, beweist den Wert unserer Bestrebungen. Die sporttreibenden Studierenden werden in den mannigfaltigsten Wettkämpfen ihre Kraft und Geschicklichkeit messen, jeder bestrebt, seiner Hochschule den Sieg zu erkämpfen. — Besonders auch auf den Ausgang der Verhandlungen mit ausländischen Studenten, die für Einladungsläufen verpflichtet werden sollen, darf man mit Recht gespannt sein.

Jeder Studierende mache es sich zur Pflicht, zum Gelingen der Meisterschaften beizutragen, sei es, indem er selbst an den Wettkämpfen teilnimmt, oder wenigstens in propagandistischer Richtung hin wirkt.

M. Meier, oec. publ.

*

Mitarbeiter dieses Heftes.

Oberstkorpskommandant Th. Sprecher von Bernegg, Maienfeld.
Nationalrat Dr. A. Meyer, Chefredaktor d. „Neuen Zürch. Zeitg.“
Nationalrat Robert Grimm, Bern.
Comte Gonzague de Reynold, Professor an der Universität, Bern.
William Martin, Redaktor am „Journal de Genève“, Genf.
Romain Rolland, Villeneuve.
Marthe Schwarzenbach, cand. phil. II, Kilchberg.
Max Iklé, cand. iur., Zürich.

CHEMISERIE WEGMANN

Strehlgasse 29

Zürich

FEINE HERRENWÄSCHE

Herren-Mode-Artikel

Hemden nach Mass

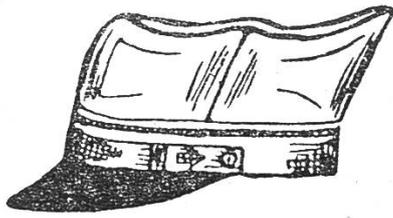
Filiale:

CHEMISERIE MODERNE

Rämistr. 7 (beim Bellevue)

Zürich

Studierende 5% Rabatt



Offiziers- und Studenten-Mützen-Fabrikation. Lager in Stud.-Bändern, Bier-, Wein- und Sektzipfeln, Couleur-lingen etc.

J. Gubler, Mützenfabrikant,
Spiegelg. 2 vis à vis d. Meierei
Zürich 1.

Kommilitonen,
deckt euren Bedarf nur
bei unsern Inserenten!

PIANOS

Verkauf — Miete
Streich- u. Blasinstrumente
Grammophone u. Zubehör
Reparatur-Werkstätten

**Vorzugspreise
für Studierende**
Zahlungs-
erleichterung

HUG & Co

HARMONIUMS

Kunstspiel-Klaviere
Violinen — Saiten
Grösstes Notenlager
Musik-Leihanstalt

ZÜRICH

Sonnenquai 26/28 u. Helmhaus

HAUSMANN'S

Urania - Apotheke und Sanitätsgeschäft

ZÜRICH, Uraniastrasse 11

empfehlen sich den Herren Studenten für

Ausführung von Rezepten und den Einkauf aller Art Sanitätsartikel und besonders den Medizin Studierenden zur Lieferung aller für Studium und spätere Praxis nötigen Apparate, Instrumente u. chem. pharm. Präparate.

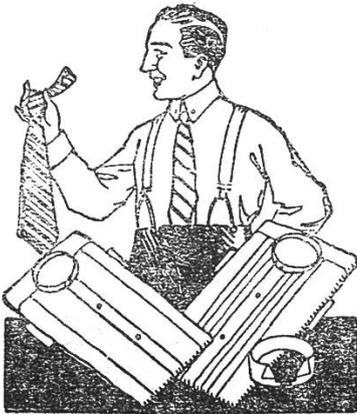
Feinste engl. und französ. Parfums, Toiletteseifen, Zahnwasser etc.

Geschenkartikel

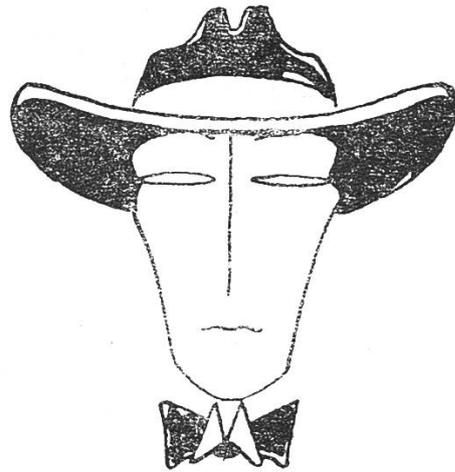
HERREN - MODEARTIKEL

SEIDEN - GRIEDER

DAMEN - MODEARTIKEL



*Spezial-Haus
für feine
Herrenwäsche*
Walter Bay
Rathausquai 16
Zürich 1



Stets Eingang von
Neuheiten
in sämtlichen

Herrenmode-Artikel

Fein - Kaller

84 Bahnhofstrasse 84

5 % Rabatt

METROPOL — FRAUMÜNSTER-KELLER

DAS LOKAL DER
ZÜRCHER STUDENTEN

Buchhandlung
DR. H. GIRSBERGER & CIE.
Zürich 1, Kirchgasse 17

Spezialsortiment für Wissenschaften
Moderne Literatur
Kunst

Die neue Zeitschrift
„DIE LITERARISCHE WELT“

Verlag Ernst Rowohlt, Berlin

orientiert in lebendiger Form über das Neueste
in der Literatur

Vierteljahresabonnement bei wöchentlichem Erscheinen

Fr. 2.80

Verlangen Sie Probenummern bei der
Auslieferungsstelle für die Schweiz

DR. H. GIRSBERGER & CIE.
Zürich 1, Kirchgasse 17

GANZ & Co., ZÜRICH

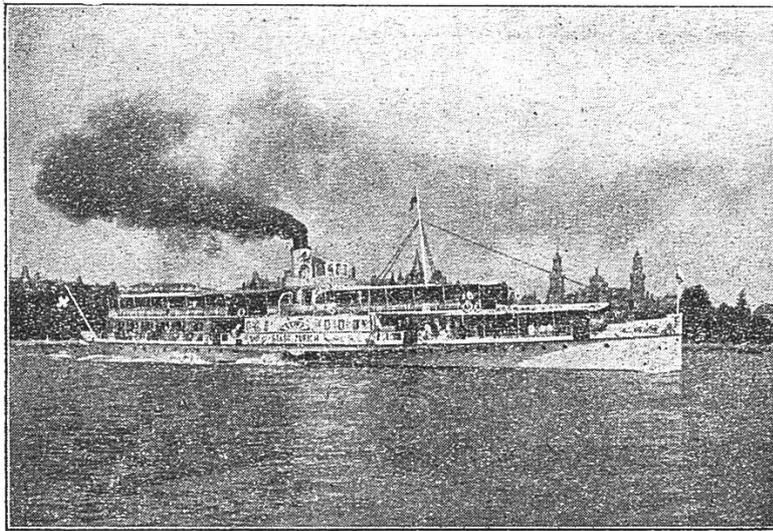
Bahnhofstrasse 40

Photo-, Kino- und Projektions-Apparate

in grosser Auswahl

Entwickeln und Kopieren in 24 Stunden

ZEISS-MIKROSKOPE



Dampfschiffahrt ^{auf} dem Zürichsee

Lebhafter Dampferverkehr. Stündlich Rundfahrten

Für Vereine, Gesellschaften und Schulen Extraschiffe nach besonderer Vereinbarung

Direktion der Zürcher-Dampfboot-Gesellschaft in Wollishofen

Telephon Selnau 6103

Reitanstalt Seefeld, Zürich 8

Zürichs grösste Zivil-Reitbahn

Besitzer: Kav. Oblt. ROBERT BIGLER

Hufgasse 12 beim Stadttheater

Telephon Hottingen 0475 und Hottingen 1047

Gründlicher Unterricht für Damen und Herren.

Erstklassiges Pferdmaterial. — Fortwährend Bahn- u. Terrainreitkurse.

Studierende 20%

HAUSMANN'S
Urania - Apotheke und Sanitätsgeschäft
ZÜRICH, Uraniastrasse II

empfehlen sich den Herren Studenten für
Ausführung von Rezepten und den Einkauf aller Art Sanitätsartikel und
besonders den Medizin Studierenden zur Lieferung aller für Studium und
spätere Praxis nötigen Apparate, Instrumente u. chem. pharm. Präparate.

Feinste engl. und französ. Parfums, Toiletteseifen, Zahnwasser etc.
Geschenkartikel

Für den Student nur
Waterman

die weltberühmte
Sicherheits-Füllfeder

oder
Selbst-Füllfeder

mit dem Hebel

Vorrätig in den verschie-
densten Federspitzen für
schräge oder steile Feder-
haltung, für leichte oder
schwere Hände oder für
Stenographie.



Gebräuchlichstes Modell

Fr. 25.—

Grössere Sorten:
Fr. 32.50, 37.50, 44.—

GEBRÜDER
SCHOLL
POSTSTRASSE 3 · ZÜRICH